AMERIKANERGESTALTEN IN DER ENGLISCHEN LITERATUR DER GEGENWART

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

EINER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

UNIVERSITÄT ZU TÜBINGEN

VORGELEGT VON

RUDOLF GAUGER

AUS KIRCHHEIM U. TECK

1933

Druck: Heinrich Pöppinghaus, o. H.-G., Bochum-Langendreer.

Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät
der Universität Tübingen.

Referent: Professor Dr. W. F. Schirmer.

Tag der mündl. Prüfung: 10. Dezember 1932.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinem Vater

INHALTSÜBERSICHT.

Eingang 1

1. Zielsetzung 1
2. Amerika in englischer Beurteilung 5

Erster Abschnitt: Amerikanergestalten in englischen Romanen, Novellen und Komödien — Die Möglichkeiten . 13

Kapitel 1: Das Verhältnis des Verfassers zum Amerikanischen in seinem Werk 14
Kapitel 2: Die Formen der Auseinandersetzung . . 50

Zweiter Abschnitt: Kulturromane — Der von Henry James geprägte Amerikanertyp 88

Kapitel 1: Kulturromane 88
Kapitel 2: Der von Henry James geprägte Amerikanertyp 99

Dritter Abschnitt: Der Amerikaner in „Mr. Britling Sees It Through" von H. G. Wells 107

Kapitel 1: Mr. Direck im Gesamtgefüge des Romans . 108
Kapitel 2: Das Charakterbild 115
Kapitel 3: Rede und Gegenrede — Die Lehre an Amerika 128

Verzeichnis der Quellenwerke 139

Vorbemerkung:

Die Seitenzahlen im Text beziehen sich auf die im „Verzeichnis der Quellenwerke" aufgeführten Ausgaben der besprochenen Werke.

Eingang.

1. Zielsetzung.

G. K. Chesterton sagt in seinem Buch „What I Saw in America“ *), es müßte heute von einem Engländer ein neuer „Martin Chuzzlewit“ geschrieben werden. Und das nicht nur, weil sich Amerika seit der Dickenszeit von Grund auf gewandelt hat. Chesterton ist mit der Art, wie Dickens durch Martins Augen Amerika sieht, nicht einverstanden: sein Amerikabild scheint ihm aus düsterer, müder Stimmung heraus entstanden zu sein. Was Chesterton wünschte, ist ein Roman, in dem Amerika mit den Augen eines weiseren Mark Tapley — des allzeit fröhlichen Begleiters Martin Chuzzlewit's — gesehen wäre. Dann, meint Chesterton, würde die amerikanische Welt vor den Augen des englischen Lesers flimmern und tanzen wie Pickwick's England — als ein Märchenland voll glücklicher Tollhäusler und liebenswerter Ungeheuer (p. 27).

So wie ihn sich Chesterton wünscht, wird dieser englische Amerikaroman nie geschrieben werden; denn nur Chesterton selbst könnte ihn so schreiben, und er scheint es nicht vorzuhaben. Aber gibt es in der englischen Literatur der Gegenwart nicht Werke, die als Amerikadichtungen den Ehrentitel eines neuen „Martin Chuzzlewit“ verdienen?

Diese Arbeit stellt eine größere Anzahl englischer „Amerikadichtungen“ zusammen und möchte über sie berichten: Romane, Novellen und Komödien — alle aus der Zeit nach 1890 —, in denen Amerikanergestalten gezeichnet sind und die auf diese Weise zu einer Auseinandersetzung mit der amerikanischen Kultur aus englischer Blickrichtung zu kommen suchen. Die Liste der Verfasser weist eine ganze Reihe guter und bester Namen auf. Doch auch Werke aus literarischen Tiefenzonen wurden in bescheidener Auswahl aufgenommen: wo es Typi-

*) London (Hodder and Stoughton), 1922.

sches herauszustellen gilt, ist hier sogar am meisten zu erwarten *).

Keines dieser Werke hat als Amerikadichtung hüben und drüben so viel Beachtung — Zustimmung und Ablehnung — gefunden, wie Dickens' „Martin Chuzzlewit". Doch wer nach Sachkenntnis und Tiefe des Verstehens fragt, wird viele dieser Werke neben, manche über den Dickens'schen Amerikaroman stellen.

Was ist von einer Prüfung dieser englischen Amerikadichtungen zu erwarten?

Der Deutsche, der sich in die amerikanische Welt von heute neue Einsichten verschaffen möchte, wird erst in dritter Linie zu diesen Werken greifen. Auch wer hier eine kurze, klare Formel für das Verhältnis englischer und amerikanischer Kultur zu finden glaubt, wird nicht auf seine Rechnung kommen. Doch wer seinem Wissen um dies Verhältnis Leben und Farbe zu geben trachtet, wer die unwägbaren Elemente der englischen Beurteilung Amerikas in ihrem eigenen Gefühlswert fassen möchte, wird an diesen Amerikanergestalten aus englischer Feder nicht vorübergehen.

Von den mannigfachen Faktoren, durch die sich das Verhältnis englischer und amerikanischer Kultur bestimmt, werden die allermeisten dieser Untersuchung irgendwo begegnen. So schien es zunächst verlockend, sie zu einer umfassenden Darstellung der „kulturkundlichen" **) Seite des Problems England — Amerika auszubauen. Doch das ist nicht geschehen: die Basis erwies sich als zu schmal, um eine hinreichend gesicherte Behandlung des Problems zu tragen ***).

---

*) Die Durchsicht von Zeitschriften, die fortlaufend über Neuerscheinungen berichten, wie des „Athenaeum" (für die ältere Zeit) und des „Literary Supplement" der Times, sowie eine Umfrage bei 16 englischen Verlegerfirmen gibt die Gewähr — nicht für Vollständigkeit in irgendwelchem Sinne — doch dafür, daß wirklich Wesentliches nicht übersehen wurde.

Aus Gründen methodischer Reinlichkeit wurden nur Werke von ursprünglich in englischer Kultur wurzelnden Autoren aufgenommen und ursprünglich amerikanische Verfasser wie Henry James, der gegen Ende seines Lebens englischer Staatsbürger wurde, und Mary Borden, die einen Engländer geheiratet hat, grundsätzlich beiseite gelassen.

**) Man braucht einer durchgehend „kulturkundlichen" Literaturgeschichtsbetrachtung nicht das Wort zu reden, um zu glauben, daß es dichterische Werke gibt, die eine „kulturkundliche" Auswertung nicht nur gestatten, sondern ohne weiteres nahelegen. Dichterwerke, die Ausländertypen zeichnen, gehören in erster Linie dazu; denn an sie wird die „kulturkundliche" Fragestellung nicht erst von außen herangetragen: sie tragen sie schon in sich.

***) Vor allem wurde von vornherein darauf verzichtet, aus den Quellenwerken dieser Untersuchung ein Amerikabild herauszudestillieren: so sieht „der" Engländer „den" Amerikaner. Ein solches Amerikabild gibt es heute nicht. Ausländertypen in neuerer Literatur sind eben grundsätzlich anders zu werten als etwa

Es bleibt fraglich, ob selbst bei Einbeziehung alles dessen, was in nicht-fiktiven Werken englischer Autoren, in kulturpolitischen Essays, in Reiseberichten und journalistischen Arbeiten an Urteilen zu finden ist, ein klares, gültiges Bild der englischen Beurteilung des heutigen Amerika entstanden wäre. Der Weltkrieg bedeutet für die innere Geschichte Amerikas einen tiefen Einschnitt: Entwicklungslinien beginnen sich abzuzeichnen, deren Verlauf und Ende noch nicht abzusehen ist. Das fühlt man auch in England. Man vermeidet es, sich festzulegen; man schrickt vor endgültigen Formulierungen und Wertungen zurück: — Das Gefühl der Sicherheit in der Beurteilung Amerikas ging weithin verloren.

Das gilt nicht nur für England. Die Diskussion der kulturellen Welt Amerikas — so brennend aktuell sie für das heutige Europa scheint — ist noch im Fluß *). Aus dem Gewoge der Stimmen für und wider läßt sich noch nichts Sicheres entnehmen.

Es scheint zudem, als ob die gewichtigsten Stimmen in dieser Diskussion nicht aus England kämen. Dem, was die immer tiefer dringende amerikanische Selbstkritik, etwa im Menckenkreis, in den Romanen der Sinclair Lewis und Theodore Dreiser, was Bücher wie die des Franzosen André Siegfried, der Deutschen Halfeld und Graf Keyserling an Auseinandersetzung mit Amerika enthalten, hat England nichts gleich Gewichtiges an die Seite zu stellen.

So hat sich denn die Zielsetzung für diese Untersuchung stark verengert.

Ihre drei Abschnitte stellen drei konzentrische Kreise dar.

Der erste Abschnitt zieht den Kreis am weitesten. Er möchte die große Zahl von Werken, die die Quellenliste wahllos zusammenstellt, um bestimmte Typen ordnen (Kapitel 1). Die Werke, die hier zu eingehender Behandlung herausgegriffen werden, reichen z. T. in literarische Niederungen hinab. Was

---

die des älteren englischen Dramas, über die E. Eckhardt in seiner umfassenden Arbeit (in Bangs „Materialien") referiert: Eckhardt konnte von der Beurteilung des Auslands im Tudor-England ein klar umrissenes Bild entwerfen; denn die Urteile, die er findet, sind so unpersönlich, daß sie sehr wohl als Urteile „des" Engländers jener Tage über „den" Franzosen, „den" Deutschen, „den" Italiener gelten können. Das gilt weithin auch noch für das 18. Jahrhundert, vgl.: Erna Schudt, Das Ausland in den Romanen von Smollett. Gießen (Verlag des Englischen Seminars der Universität), 1923.

*) Vgl. André Siegfrieds Feststellung: Never has Europe more eagerly observed, studied, discussed America; and never has America followed more carefully, discussed more closely, the discussions of Europe about the United States. (The Atlantic Monthly, March 1928, p. 289.)

sie an Urteilen über Amerikanisches enthalten, mag am ehesten noch als „öffentliche Meinung" gelten.

Der Amerikanertyp gibt dem Verfasser ein eigenes Verfahren der Auseinandersetzung mit Amerika an die Hand. Dieses Verfahren und seine Möglichkeiten soll im ersten Abschnitt (Kapitel 2) beleuchtet werden *).

Der zweite Abschnitt greift unter dem Kennwort „Kulturromane" eine Reihe von Werken heraus, die nicht Einzelschicksale gestalten, sondern der Deutung und Erfassung von Kultureinheiten — nationalen und zeitlichen Kultureinheiten — dienen: Kipling's „Naulahka", Galsworthy's „Modern Comedy" und „St. Mawr" von D. H. Lawrence (Kapitel 1). Kapitel 2 wird dann, den Kreis verengernd, über Werke von W. L. George und H. Walpole referieren: sie zeichnen — als „Kulturromane" — einen Amerikanertyp, den Henry James für die Literatur gewonnen hat — den aus dem Arbeitsleben seines Landes gelösten Amerikaner, auf der Suche nach kulturellen Werten, mit Vorliebe Europa oder exotische Länder bereisend.

Der dritte Abschnitt bringt den engsten Kreis. Er gibt eine Würdigung des Amerikaners — auch er gehört dem James'schen Typus an — in „Mr. Britling Sees It Through" von H. G. Wells. Ein Doppeltes weist diesem Kriegsbuch seine Sonderstellung zu. Wells gehört, wie ihm auch von berufener deutscher Seite bestätigt wurde **), zu den wenigen Europäern, die über Amerika und seine Menschen heute wirklich Eigenes zu sagen haben. Ein Anderes kommt hinzu. Die Buchausgabe „Mr. Britling's" wurde im September 1916 vorgelegt. Der Erfolg war ungewöhnlich. Die Neuauflagen überstürzten sich. Vor allem in Amerika — so wird berichtet ***) — hat man sich um dieses Buch gerissen. Und nun denke man daran: am 6. April des folgenden Jahres 1917 ist Amerika auf seiten der Alliierten in den Weltkrieg eingetreten. Das Buch ist also in den entscheidenden Monaten vor dem Kriegseintritt in vielen Tausenden von Exemplaren durch die Leserwelt Amerikas gegangen. So setzt sich der dritte Abschnitt dieser Untersuchung denn auch zum Ziel, „Mr. Britling" als Waffe im Kampfe um die öffentliche Meinung in Amerika zu werten. Er stellt einen Beitrag dar zur Technik des Tendenzromans.

---

*) Die Aufgabe, deren Lösung hier versucht wird, erscheint besonders reizvoll deshalb, weil die gewonnenen Ergebnisse nicht nur für Amerikanergestalten in englischen Romanen gelten, sondern mutatis mutandis für Ausländertypen im Dichterwerk ganz allgemein.

**) Von Friedrich Brie in seinem Aufsatz: „Zum englisch-amerikanischen Gegensatz." Süddeutsche Monatshefte. Heft 9. 26. Jahrgang. Seite 641—645.

***) Vgl.: Ivor Brown: H. G. Wells. London (Nisbet), 1923. p. 80.

Sekundäre Literatur.

Der Amerikaner Frank M. Bicknell hat im New Yorker „Outlook" vom 19. November 1910 einen Aufsatz über „The Yankee in British Fiction" vorgelegt. Er beschränkt sich im wesentlichen auf eine Würdigung der Versuche englischer Autoren, ihre Amerikanergestalten sprachlich zu charakterisieren, und kommt zu dem Ergebnis, daß solche Versuche ganz allgemein mißglücken. Nur Kipling's „Captains Courageous" läßt Bicknell gelten. Im übrigen gibt er den englischen Autoren den Rat, sich erst nach jahrzehntelangem Aufenthalt in Amerika an eine sprachliche Charakterisierung ihrer Yankee heranzuwagen — und auch dann sollen sie ihre Versuche noch einem Amerikaner zur Richtigstellung unterbreiten *).

Nationale Empfindlichkeit scheint dies Urteil doch unnötig verschärft zu haben. Die unbestimmte Art des Zitierens mindert außerdem die Verwertbarkeit der Resultate. Bicknell scheinen überdies — von Kipling abgesehen — nur Werke drittrangiger Autoren vorgelegen zu haben.

Wenn wir dieser Arbeit ein Motto vorauszuschicken hätten, so wäre es der Satz — er fällt in Galsworthy's „Schwanengesang" —:

„A national look's the most difficult thing in the world to define."

Doch Holly Dartie, die dies sagt, fährt fort:

„Still, you can't mistake the American expression." (p. 728)

2. Amerika in englischer Beurteilung:

Die Grundlinien.

Dibelius konnte anläßlich seiner Würdigung von „Martin Chuzzlewit" in seiner Dickensbiographie auf wenigen Seiten **)

*) Von unseren Quellenwerken ist die sprachliche Charakterisierung der Roman-Amerikaner wohl am besten gelungen — soweit das der deutsche Beurteiler zu unterscheiden vermag — bei H. A. Vachell, oder auch bei J. C. Snaith.

Erheiternd sind die Versuche englischer Verfasser, die amerikanische Lautgebung durch die Orthographie zu charakterisieren. Miss Vanderhide (bei Davies) erklärt — um das Üblichste herauszugreifen:

I'm going back to Amurica — to-morrer (p. 177). Bei Shaw („Man and Superman") finden sich die Schreibungen: mawdest — prawmise — awffice — custoMary — morl — dullicate — discurridged — I wawnt'be a Mahn.

**) Wilhelm Dibelius: Charles Dickens. Leipzig (Teubner), 1916. p. 146 ff.

buchen, was die öffentliche Meinung Englands zur Dickenszeit über Amerika zu sagen hatte:

„Für die englischen Liberalen . . . war Amerika von jeher das Land der Freiheit gewesen. Was sie zuhause empörte, Klassenscheidung, die Vorrechte des Adels in Verwaltung und Gesetzgebung, die Staatskirche mit ihren Privilegien, all dies war jenseits des Ozeans nicht vorhanden. Staatsschuld, Armenlasten, stehendes Heer, die Hauptpunkte des radikalen Beschwerdeprogramms, fehlten drüben so gut wie ganz, aber allgemeine Schulbildung und religiöse Freiheit waren hier verwirklicht . . . .

Ganz anders lautet seit langem das Urteil konservativer Männer . . . Für den konservativen Beurteiler ist Amerika gerade das Land, das mit unheimlicher Deutlichkeit zeigt, wohin die Bahn des heimischen Radikalismus geht. Die allgemeine Gleichheit aller Menschen hat geführt zur Tyrannei des Pöbels gegenüber den geistig Vornehmen, zur Zuchtlosigkeit der Jugend, zur Verachtung der Bildung, die als unnötiges Dekorationsstück überflüssig, wenn nicht gar als aristokratische Zierde des Lebens dem waschechten Republikaner verdächtig erscheint. Die schrankenlose Freiheit auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete hat sich zur unbedingten Herrschaft der groben Masse im öffentlichen Leben entwickelt, der kein Richter, kein Schriftsteller, nicht einmal der Präsident widerstehen kann, und zur schlimmsten Unterdrückung des wirtschaftlich Schwachen durch den skrupellosen Bösewicht, auf dessen Seite instinktiv die Presse und die öffentliche Meinung treten; dem smart man werden die schlimmsten Sünden nur allzu leicht verziehen . . . Von Rousseau'scher Einfachheit findet der konservative Beobachter drüben wenig; ländliche Einfalt hat Kendall nur in Europa gesehen, und Hamilton beobachtet mit Entsetzen den Mangel an Form auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens . . . Trotz der vielgepriesenen Gleichheit herrscht drüben eine kindliche Freude an hochtrabenden Titeln, und in Pennsylvanien ist es geradezu Mode, seinen Stammbaum auf irgendein englisches Adelsgeschlecht zurückzuführen . . . All das laute Pochen auf Freiheit ist in Wahrheit eine riesenhafte Lüge, ist nur die schöne Maske, hinter der sich Roheit, Unbotmäßigkeit, eingebildete Verachtung alles Fremden, der Egoismus in allen Formen und Ausprägungen verstecken."

Was hat sich an diesem klaren Bild seit der Dickenszeit verschoben?

Das Eine vor allem: die Front der Amerikabegeisterten ist im Lauf des 19. Jahrhunderts zusammengebrochen. Die Ra-

dikalen der Dickenszeit sind zu den Sozialisten von heute geworden. Überzeugte Sozialisten können an dem Amerika von heute, diesem extrem kapitalistischen Land, in dem das freie Unternehmertum noch alles gilt, in dem sich überdies soziale Übelstände — Arbeitslosigkeit, Kinderarbeit, Frauenarbeit usw. — immer breiter machen, keine Freude haben *).

Auch vom Standpunkt liberalen Denkens hat Amerika den Nimbus des gelobten Landes längst eingebüßt. Amerika hat dem Liberalismus denkbar übel mitgespielt: indem es ihn durch seine Wirklichkeit ad absurdum führte. Amerika ist vor allem schuld daran, wenn der Liberalismus des 18. und 19. Jahrhunderts heute ein für allemal erledigt scheint.

Amerikabegeisterung findet sich heute — und das ist keine typisch englische, sondern eine über ganz Europa hin verbreitete Erscheinung — eigentlich nur in allerdings weiten Kreisen namentlich der jüngeren Generation, für die Amerika das Land der billigen Automobile, der technischen Errungenschaften auch im Haushalt des kleinen Mannes, das Land des höchsten Lebensstandard, das Land der überlegenen technisch-organisatorischen, geschäftlichen Methoden ist.

Amerikafeindschaft, Mißtrauen gegenüber allem, was von jenseits des Atlantik in die europäische Kulturwelt sickert, entwachsen, wie zur Dickenszeit so heute, vorab dem Boden konservativen Denkens.

In englischen konservativen Kreisen hoffte man bei Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges, der unbequeme Staatenbund der Neuen Welt würde nun in seine Teile auseinanderfallen. Einmal, weil damit erwiesen würde, daß man Staaten auf die Dauer nicht nach den Maximen des Liberalismus lenken kann; man hoffte das zum andern, weil bei einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen England und Amerika — und sie schien im Lauf der langwierigen Geschichte der diplomatischen Verwicklungen seit dem Ende des Krieges von 1812 **) mehr als einmal kaum vermeidbar — ein in sich ge-

---

*) Eine typisch sozialistische Stimme wird dieser Untersuchung in Wells entgegentreten. Wells ist seinem Temperament nach sehr geneigt, Amerika zu bewundern; doch von seiner sozialistischen Überzeugung aus kommt er dazu, an vielen Erscheinungen des amerikanischen Lebens Kritik zu üben.

**) Über die Geschichte der Beziehungen zwischen England und Amerika bis zum Weltkrieg orientiert das glänzend geschriebene, vollendet taktvolle und in allem gemäßigte Buch des amerikanischen Historikers W. A. Dunning: The British Empire and the United States (1814—1914), London (Allen & Unwin), 1914. Das Buch ist aus Anlaß der hundertjährigen Wiederkehr des Genter Friedens entstanden, der am 24. Dezember 1814 den letzten Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten beendigte. Schon dieser Anlaß hat dem Gedenkbuch seine durchaus versöhnliche, auf Milderung der Gegensätze bedachte Haltung gesichert. Doch ist diese Haltung typisch für weite Kreise gerade an den amerikanischen Universitäten: das

spaltenes Amerika leichter zu überwinden gewesen wäre. Aber es kam anders. Die amerikanische Union ging gefestigter aus dem Bürgerkrieg hervor, als sie in ihn eingetreten war. Sie hatte ihre Stärke, ihre Lebensfähigkeit erwiesen. Und was vielleicht noch mehr bedeutet: die amerikanische Nation hatte einen moralischen Sieg für sich errungen. Schon damals war vielleicht die letzte Aussicht Englands, dem unbequemen Parvenu auf kriegerischem Wege beizukommen, für immer dahin. Politische Klugheit kennt in solcher Lage nur einen Weg: man verbündet sich soweit als irgend möglich dem Gegner, der zu stark geworden ist, als daß man eine Auseinandersetzung mit ihm wagen könnte. Die englische Außenpolitik hat diese Folgerung gezogen. Als im Jahre 1871 im Vertrag von Washington die Zeche aus dem Bürgerkrieg beglichen wurde, machte England umfangreiche Konzessionen *). Die Linie, deren Ansatz hier zu suchen ist, führt über die von Hay und Pauncefote abgeschlossenen Verträge (1900/1901), in denen England alte Rechte in der Panamazone aufzugeben sich genötigt sah, zu dem „stillen Einverständnis", das zur Zeit der entente cordiale auf Kosten Deutschlands auch englische und amerikanische Politik zusammenbrachte, und schließlich dann zur Waffenbrüderschaft im großen Kriege, der durch sie zu Deutschlands Ungunsten entschieden wurde.

Was nach dem Bürgerkrieg politische Vernunft gebot, das konnte seine ideologische Begründung finden im Gedanken einer anglo-amerikanischen Kulturgemeinschaft: die amerikanische Nation im Grunde englisch, auch wenn die beiden angelsächsischen Nationen verschiedenen staatlichen Verbänden angehören; England kann sich mit Amerika zusammenfinden zu geteilter Weltherrschaft mit englischem Kulturprogramm **).

Buch mutet in seiner ganzen Stilgebung durchaus englisch an. Viscount Bryce hat für das Buch ein Begleitwort geschrieben. Damit sind hüben und drüben die Zentralen des Verständigungswillens in der Vorkriegszeit ausgezeichnet: in Amerika — die Universitäten; in England — die einsichtsvolle hohe Poltik.

*) Über die Gefühlswirkung dieses Vorgangs in England vgl. die Stelle in Galsworthy's „Modern Comedy":

He (Soames) remembered the „Alabama", too; and his father, James, saying: „I told you so" when Government ate humble pie over that business. (p. 382)

**) Diese Wendung kündigt sich schon deutlich an in dem Dilke'schen „Greater Britain" (1868). Der Wunsch England und Amerika aneinander anzurücken trägt deutlich spürbar auch das Buch von Bryce. Als markantester Exponent der Richtung mag gelten das Buch von W. T. Stead: „The Americanization of the World", London (Review of Reviews), 1902. Typisch für diese Richtung ist schließlich auch „The Land of Contrasts" von James Fullarton Muirhead, London (John Lane), 1900; es führt den bezeichnenden Untertitel: A Briton's View of his American Kin und möchte einer anglo-amerikanischen Verständigung die Wege ebnen. Vor allem sucht es in England Sympathien für Amerika zu wecken und alte, festverwurzelte Vorurteile zu zerstreuen. Das Verfahren ist typisch: Muirhead sucht die Regel mit

Die imperialistische Tendenz, die sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in England überall bemerkbar machte, kam Gedankengängen dieser Art entgegen.

Dem gegenüber ist zu sagen: im breiten Volksbewußtsein hat sich auf der einen wie der andern Seite des Atlantik eine dem politischen Zusammengehen entsprechende Bewegung nicht ausgelöst. Wenn auch das alte, tiefverwurzelte Gefühl der Gegensätzlichkeit der beiden angelsächsischen Nationen sich in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkrieg zu verflüchtigen begann, wenn es seit Dickens' Tagen einiges von seiner Bitterkeit verloren hatte, so brach die alte Wunde nach dem Kriege wieder gründlich auf: England fühlte sich wie Frankreich um die schönsten Früchte seines Sieges durch Amerika betrogen *).

---

den Ausnahmen zu widerlegen, die es immer geben wird. Muirhead kommt so auch zu keinem eigenen Amerikabild: alles löst sich ihm in Gegensätze auf — „The Land of Contrasts".

Auch wer die Kluft zwischen englischer und amerikanischer Kultur verdecken möchte, kommt an der Tatsache nicht vorüber, daß die gegenseitige Beurteilung durch bittere, verärgerte Kritik gekennzeichnet ist. Da bietet sich dann die naheliegende Erklärung, die auch Wells in „Mr. Britling" bringt: „Like many Britons Mr. Britling had that touch of patriotic feeling towards America which takes the form of impatient criticism. No one in Britain ever calls an American a foreigner. To see faults in Germany or Spain is to tap boundless fountains of charity; but the faults of America rankle in an English mind almost as much as the faults of England. Mr. Britling could explain away faults of England readily enough, our Hanoverian monarchy, our Established Church and its deadening effect on education, our imperial obligations and the strain they made upon our supplies of administrative talent were all very serviceable for that pupose. But there in America was the old race, without Crown or Church or international embarrassment, and it was still falling short of splendour. His speech to Mr. Direck had the rancour of a family quarrel. (p. 362 f.)

Daß diese Richtung während des Krieges starke Blüten trieb ist ohne weiteres verständlich; vgl. das von zehn Verfassern (Engländern und Amerikanern) geschriebene Buch: „The America of To-day. Being lectures delivered at the Local Lectures Summer Meeting of the University of Cambridge 1918." Edited by Gaillard Lapsley. Cambridge (University Press), 1919.

*) Daß in der Nachkriegszeit Amerika gerade aus England die stärkste ablehnende Welle entgegenschlägt, empfindet der Amerikaner deutlich. Der Amerikaner Ivy Lee schreibt in einem „The Black Legend" betitelten Artikel des Atlantic Monthly vom Mai 1929:

It is in England that the distrust of America goes deepest, that dislike of Americanization is most intense, and that the challenge of American domination comes to a head. . . . . America is blamed in Britain for the failure of the British scheme to keep up world prices of rubber; she is blamed for buying Soviet oil and for trading with the Bolsheviki in other ways; she is said to be attempting to supplant British trade in South America; upon her is put the responsibility for a preference for certain American manufactures in the British Dominions and Colonies. America is seen as a menace to British traditions, British culture, British trade, British respect for law, British standards of sportsmanship and morality, the British countryside, and the British Commonwealth of Nations. (p. 582 f.)

Allerdings: die Fähigkeit zu objektivem Registrieren der Tatsächlichkeiten amerikanischer Kultur ist seit dem großen Buch von Viscount Bryce — es ist der unbestrittene Höhepunkt der europäischen Amerikakritik vor 1914 *) — für das gebildete England unbedingt vorauszusetzen. Doch das klare und gerechte Sehen der Tatsachen ist nur die erste Stufe; wesentlicher ist die Deutung.

Der Engländer aus dem konservativen Lager, dem die Größe Englands Herzenssache, oder vielmehr Sache des politischen Instinktes ist, kann der amerikanischen Welt nicht ohne Groll entgegentreten. Der Abfall der nordamerikanischen Kolonien war der erste und bisher eigentlich einzige große Rückschlag im Aufbau des britischen Imperiums. Die Union ist schuld daran, viel mehr als das Deutschland der Vorkriegszeit, daß England seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts von der Offensive immer mehr zur Defensive übergehen mußte. Schweren Herzens hatte England den Gedanken einer unbedingten Seeherrschaft zu opfern: es mußte sich mit dem amerikanischen Rivalen zur Flottenparität verstehen (1922). Das England nach dem Kriege ist an Amerika verschuldet. England hat seine Weltmachtstellung an Amerika verloren **). Das stolze Gefühl, die See — und damit die Welt — zu beherrschen, hat aufgehört, englische Herzen höher schlagen zu lassen.

„Da niemand Amerika hindern kann — schreibt Friedrich Brie ***) — seine Kriegsbereitschaft auf ein Maß zu bringen, das allen diesen Erwägungen entspricht, ist die Lage Englands gegenüber Amerika, was die Machtstellung anbetrifft, schon jetzt fast hoffnungslos. Jeder Bürger Englands fühlt das irgendwie. Niemanden, der heute England aufsucht, kann der Druck entgehen, der auf der Nation lastet.

Jeder Engländer fühlt, daß es sich bei Amerika um einen Rivalen handelt, dem man aus ungezählten Gründen nicht mit den bisherigen Mitteln beikommen kann, einen Rivalen, der voll Mißtrauen und imstande ist, jeden Zug mit einem gefährlichen Gegenzug zu beantworten. So sieht der Engländer heute die Zukunft in wenig rosigem Lichte. Irgend-

*) Vgl. das Buch des Amerikaners John Graham Brooks: As Others See Us, a Study of Progress in the United Staates. New York (The Macmillan Company), 1908. Das Buch ist James Bryce gewidmet. Das Kapitel, das das Bryce'sche Buch behandelt, trägt die ältere Überschrift: Our Gratest Critic. Das Buch gibt eine gute Übersicht über die ältere Amerikakritik. Auch Wells wird — als typisch sozialistischer Kritiker Amerikas — in einem besonderen Kapitel eingehend gewürdigt.

**) Über die wirtschaftlichen Gegensätze zwischen England und Amerika vgl. Nicholas Roosevelt: America and England? London (Jonathan Cape), 1930.

***) In seinem schon zitierten Aufsatz: Süddeutsche Monatshefte, Juni 1929. p. 645.

wie spürt er es und die ganze Welt mit ihm, daß die Machtstellung Englands in der Welt auf Amerika übergegangen ist, und daß ein Teil des prophetischen Wortes sich erfüllt, das einst Emerson im Gespräch mit Carlyle äußerte: England, eine alte, erschöpfte Insel, wird eines Tages sich damit begnügen müssen, wie andere Eltern nur in seinen Kindern stark zu sein."

Soviel über die besonderen Voraussetzungen, mit denen bei der Wertung englischer Urteile über Amerikanisches zu rechnen ist.

In den meisten der hier zu behandelnden Amerikaromane ist nun von nationalen Ressentiments nicht allzuviel zu spüren. Sie sind nicht da bei Engländern, die für den britischen Imperialismus so wenig übrig haben wie ein H. G. Wells, sie sind nicht vorauszusetzen bei durchaus international gerichteten Pazifisten wie W. L. George. Ausgesprochen politisch denkende, und mit politischem Instinkt begabte Menschen sind ja wohl unter Literaten nicht allzu häufig. Deren Stimmen klingen mit in dem Konzert der europäischen Amerikakritik, ohne daß es möglich wäre, sie herauszulösen und ihnen im Gegensatz zur kontinentaleuropäischen Amerikakritik eine eigene Signatur zu geben.

Wer hier Typen sucht, der wird am ehesten um die Pole Wells und Chesterton gruppieren: der traditionsgelöste, dynamische, fortschrittsfreudige, für technische Leistung und „Zivilisation" empfängliche Kritiker wird in Amerika auch heute noch am ehesten das Land der großen Möglichkeiten sehen; der traditionsgebundene, dem Fortschritt mißtrauende, zivilisationsfeindliche Konservative, der die feinen und intimen Werte bodenständiger, „organisch gewordener" Kultur im Gegensatz zu aller „Plankultur" *) verehrt, wird in der Ab-

*) „Plankultur" — der Hauptbegriff des Buches von Adolf Halfeld: Amerika und der Amerikanismus. Jena (Eugen Diederich), 1928. Das Buch vertritt mit extremer Schärfe diesen Amerika ablehnenden, konservativen Standpunkt. Halfeld hat hier einen Standpunkt formuliert, der der englischen Haltung gegenüber Amerika im Durchschnitt wohl am ehesten entspricht, wenn auch der vorsichtige, sich nichts vergebende englische Kritiker Formulierungen dieser Schärfe vermeidet. Das Beispiel Halfelds zeigt auch, daß „konservativ" oben nicht im parteipolitischen Sinne gemeint ist.

Ausbrüche wie der Chesterton's, der im Atlantic Monthly vom Mai 1929 mitgeteilt wird, stehen doch vereinzelt:

„Granted that the American has many noble and charming qualities," Mr. G. K. Chesterton declared in a speech violently objecting to the Americanization of England, „granted that he has retained a great fountain of simple enthusiasm, — almost always turned to absurd objects, but still genuine, — affairs have come, I think, to the point of defending our native land and damning all Americans to hell." (p. 582, rechte Spalte)

lehnung der amerikanischen Kultur am schroffsten sein. Doc
auch diese Scheidung ist durchaus nicht mehr verbindlich: de
auf konservativem Boden wurzelnde Graf Keyserling komm
auf Grund seiner kulturphilosophischen Gedanken dazu, i
Amerika den bedeutungsvollen „Aufgang einer Neuen Welt" z
sehen *).

*) Graf Hermann Keyserling: Amerika. Der Aufgang einer neuen Welt
Stuttgart und Berlin (Deutsche Verlagsanstalt), 1930

Erster Abschnitt.

Amerikanergestalten in englischen Romanen, Novellen und Komödien — Die Möglichkeiten.

Die Durchsicht der Romane, Novellen und Komödien, die die Liste der Quellenwerke dieser Untersuchung zusammenstellt, ergibt ein farbenreiches Bild. Werke der verschiedensten literarischen Sphären stehen nebeneinander. Amerikanertypen der verschiedensten regionalen und soziologischen Bezirke — Millionäre und Kosmopoliten des Ostens, Aristokraten des Südens, Bürger des Mittelwestens, Pioniere der Grenze; Männer der Arbeit und solche, die sich dem Arbeitsleben ihres Landes entzogen haben.

Schwerer als die stoffliche Verschiedenheit wiegt die formale: neben fein geschnittenen Gesichtern, in denen alles Typische in individuelle Züge eingegossen ist, stehen grob, verzerrt gezeichnete Karikaturen. Neben Bildern, die in gewichtigem Ernst die wohl erwogene Meinung des Verfassers niederlegen, schnell hingeworfene, unverbindliche Skizzen, Augenblickseinfälle, aus flüchtiger Laune geboren. Es wäre plump, an solche Einfälle mit der Absicht einer „Analyse" heranzutreten; sie setzen voraus, daß der Leser Scherz als Scherz zu nehmen weiß.

Was in der Liste der Quellenwerke ungeschieden nebeneinander steht, soll nun geschieden werden.

1. Kapitel:

Das Verhältnis des Verfassers zum Amerikanischen in seinem Werk.

Mit der Amerikanergestalt ist ein Stück amerikanischer Wirklichkeit, so wie es der Verfasser sah, in sein Werk eingegangen. Was will er damit? Was hat ihn zu seinem Stoff geführt? Was ist sein inneres Verhältnis zu dem Amerikanischen, das er schildert?

An dieser Frage sollen sich die Möglichkeiten auseinanderlegen.

1.

1. E. F. Benson / „The Relentless City".

„England has had her turn" — das ist der düstere Unterton, der auf allen Seiten dieses Buches anklingt. Alt-Englands Zauber hat an allen Enden dem Prinzip der Nützlichkeit zu weichen. Die besten Kräfte strömen in die Städte. Und in der Ferne thront Amerika — das Ungeheuer, das sich mit seinen Fängen immer näher tastet und einsaugt, was ihm in die Quere kommt (p. 32).

Benson schildert aus der Perspektive des Rittergutsbesitzers, der von der Abgeschiedenheit seines Herrensitzes aus die wachsende Industrialisierung und Verwirtschaftlichung des Landes mit bitterer Besorgnis verfolgt, weil sie der Welt, in der er wurzelt, das Lebensrecht zu nehmen drohen. Aus dieser Perspektive sieht Benson auch Amerika. Die „Relentless City", New York, ist ihm der Inbegriff der Mächte, die Alt-England in ein Land von Fördertürmen und qualmenden Kaminen verwandelten.

Englands Tag in der Geschichte geht zur Neige (p. 7), und Benson bringt den unvermeidlichen Vergleich: wie einst, als Rom in sich zusammensank, Horden unzivilisierter Stämme sich über das geschwächte Römerreich ergossen, so ergießt sich nun ein Strom von amerikanischen Barbaren auf die Briteninsel (p. 7).

Das will Benson zeigen: wie sich in England die Macht Amerikas an allen Enden geltend macht; die Kanäle sucht er aufzudecken, durch die Amerikanisches in die englische Kulturwelt sickert.

Da ist Mr. Palmer aus New York, einst Packträger bei der Eisenbahn, jetzt Multimillionär. Er geht nach England, um dort „braches" Land für Gelderwerb und Wirtschaft zu gewinnen. Er erkennt mit scharfem Blick die Möglichkeiten: dringendes Erfordernis ist eine Linie Liverpool—Southampton. Palmer will sie bauen, er läßt sich Pläne machen, läßt das Land vermessen. Die Widerstände mehren sich. Hunderte von „Letters to the Editor" protestieren gegen diese neue amerikanische Invasion, gegen die Verunzierung englischer Landschaft. Für Palmer bedeutet dieser Widerstand nur willkommene Reklame. Er baut die Linie. Das englische Parlament muß sie bewilligen. Durch stärkste Rationalisierung des Betriebes kann Palmer die Tarife senken und alle andern Linien haben sich mit den neuen Preisen abzufinden . . .: England ist der Wirtschaftsmacht Amerikas anheimgefallen.

Doch diese Amerikanisierung Englands bleibt nicht an der Oberfläche; nicht nur die Wirtschaft Englands ist getroffen. Ein Amerikaner besitzt die Hälfte aller Londoner Theater (p. 251); New York, das schwere göldene Kränze zu vergeben hat, zieht überdies die besten künstlerischen Kräfte Englands an sich.

Mrs. Palmer wird zum Mittelpunkt der Londoner Gesellschaft. Alles, was einen Namen hat in England, ist zugegen, wenn Mrs. Palmer ruft. Und ist es nicht das eigentliche England, das ihr zu Füßen liegt, so ist es doch das England, das man kennt und nennt. Die Kreise, zu deren Mittelpunkt die Amerikanerin geworden ist, orientieren sich nach Bensons Meinung immer mehr an amerikanischen Gesellschaftsformen. Man geht nur dem Vergnügen nach und sucht es dort, wo es am billigsten zu finden ist (p. 157 f.).

Amerika trifft das alte, gute England, trifft Englands Aristokratie in ihrem eigensten Bereich: Mr. Palmer kauft Molesworth, den angestammten Adelssitz der Scartons, den der gegenwärtige Besitzer nicht mehr halten kann. Das Herrenhaus stammt aus der Zeit Elisabeths. Einfach und schlicht sind seine Linien. Moosflechten geben seinen roten Mauern ihre warme Färbung. Bewundernswerte Wandbehänge und alte stilechte Möbelstücke zieren die stimmungsvollen Innenräume. Der Amerikaner, der den Kauf vermittelt, muß anerkennen, daß der Scartonsche Besitz in allen seinen Teilen im besten

Sinne englisch ist, daß er in seiner ungezwungenen Gediegenheit den Geist des alten, wahren Angelsachsentums verkörpert. Über alles ist Vornehmheit gebreitet, und Rasse und Kultur — alles Dinge, merkt Benson an, die man nicht kaufen kann. Das Haus klingt in feiner Harmonie zusammen mit dem Park, in dem es steht. Es mutet genau so ungeplant naturnah an wie dessen starke, alte Eichen. Wie sie ist es aus englischem Boden herausgewachsen. Zedern werfen ihre Schatten auf den Rasen, an dem ein munterer Forellenbach vorüberrauscht. Und irgendwo im Park steht eine alte gotische Kapelle: dort liegen die Menschen, die auf diesem Boden groß geworden sind, begraben. Dort stehen sie in Stein gemeißelt, die Scartons früherer Jahrhunderte, und um die meisten dieser Bilder hat die Sage ihr feines Dämmerlicht gegossen (p. 130).

Hier wird nun Mrs. Palmer herrschen! Hier wird sie ihre gesellschaftlichen Triumphe feiern. Auch Mr. Palmer hat seine Pläne mit dem Gut: der schöne Park soll ausgeholzt und abgetragen werden, da seine Erde Kohle führt.

Doch schließlich geht Molesworth den Scartons doch nicht ganz verloren: der Sohn des Hauses, der gezwungen ist, durch eine einträgliche Heirat der unterhöhlten Stellung seines Hauses wieder aufzuhelfen, gewinnt — das gibt den Rahmen der Romanhandlung im engeren Sinn — die Tochter des Multimillionärs zur Frau:

„. . . . the English aristocracy is the only possible class for extremely rich American girls to marry into." (p. 11)

Die Tragödie von Molesworth ist im 5. Akt noch zum glücklichen, wenn auch nicht ungetrübten Ende geführt — die Tragödie Englands wird — das ist die Meinung Bensons — Tragödie bleiben, bis der Vorhang fällt . . .: „England had had her turn!"

So ist es auch nicht Bensons Absicht, die Leser seines Buches zur Abwehr aufzurufen: die Amerikanisierung Englands kann nicht aufgehalten werden. Die amerikanische Übermacht ist erdrückend. Und England hat nicht nur den ungeheuren amerikanischen Reichtum, sondern auch die Traditionen seines eigenen Arbeitslebens hinter sich.

Mr. Palmer ist entrüstet über diese Traditionen:

„From the business point of view, England is the most enervating place I ever came to. These directors and business men here are about as much use as nursery-maids. They go down to their offices round about eleven, and sit there till one. Then they eat a heavy lunch, and stroll back about two to see if anything has happened. Of course it hasn't; things don't happen unless you make them happen. So they light a

big cigar, and go down to Woking for an evening round of golf after the fatigues of the day. Saturday they don't put in an appearance at all. That's their idea of business . . . ." (p. 236 f.).

Ein anderes kommt der Amerikanisierung noch entgegen: äußerlich gesehen, ist die Tätigkeit, die Palmer in England entfaltet, auch für England von mannigfachem Vorteil. Die Kohlenpreise werden sich durch Palmers Tätigkeit verbilligen, die Verbindungen der Züge werden günstiger und schneller sein; die Theater werden unter amerikanischer Leitung bessere Durchlüftung, bessere Beleuchtung haben. Nur daß eben England nicht mehr den Engländern gehören wird.

Das innere Kräfteverhältnis — und das gibt dem Vorgang, den Benson mit „Palmerization" Englands bezeichnet, den Charakter des Unabänderlichen — entspricht der äußeren Machtverteilung. Dem harten, rastlos vorwärtsdrängenden Amerika stellt Benson ein weiches, verträumtes England gegenüber, das dem Ansturm der amerikanischen „Barbaren" nahezu hilflos ausgeliefert ist. Nirgends in England regt sich nach Bensons Meinung ursprüngliches, kraftgeschwelltes Leben. Was in England noch lebendig ist, das führt nach seinem Bild das Leben einer Treibhauspflanze, Sturm und Wetter nicht gewachsen. Die Welt ist eine andere geworden und England hat den Wandel nicht mitgemacht (p. 7).

Von den englischen Gestalten des Romans, die alle zur Hocharistokratie gehören, hat keine einzige am schaffenden Leben ihres Landes Teil. Lord Henry Scarton, „Ginger" zubenannt, ist unter diesen englischen Gestalten des Romans der typischste Vertreter seines Volkes, seines Standes. Er hat eine Stelle im Foreign Office, die seine Arbeitskraft nicht allzu sehr belastet. Ein kleiner Schreiber könnte seine Arbeit in der halben Zeit um ein Viertel des Gehaltes leisten (p. 121 f.). Die soziologische Erscheinung „Ginger" ist als Überbleibsel einer Zeit zu werten, in der den jüngeren Söhnen der Rittergutsbesitzer im politischen und militärischen Leben ihres Landes eine Laufbahn offen stand, ohne sie zu regelmäßiger Arbeit zu verpflichten. Diese Zeit ist nun vergangen. Ginger ist als soziologische Erscheinung heimatlos geworden. Er verbringt ein inhaltloses Leben. Doch die Tatenlosigkeit macht ihn zum Philosophen: aus seinem Munde kommt die letzte Wahrheit, die Benson seinem Leser vorbehalten hat. Von allen englischen Gestalten des Romans lehnt er Amerika am schroffsten ab.

Benson gibt sich alle Mühe, Amerika gerecht zu werden. Er hat Bewunderung für die unerschöpfliche Vitalität der Amerikaner, für die Energie und Zähigkeit, mit der sie ihre

Arbeit tun und die sie auch im wildesten Gesellschaftstrubel nicht verläßt. Mr. Palmer bezeichnet er trotz allen Vorbehalten als Gentleman:

> A gentleman at heart, and to the backbone an American — one who, in spite of his gentleness, was without breeding; one who, in spite of his deep and varied knowledge, was without culture (p. 73).

Mrs. Palmer steht als komische Figur an seiner Seite. Ihr fehlt noch gründlicher als ihrem Mann all das, was sich für den Engländer mit den Begriffen „culture" und „breeding" verbindet. Und doch — in dem von Benson entworfenen Charakterbild überwiegen die lichten Töne:

> „He saw and knew . . . of her intense good-nature, her true kindliness of heart, and believed in the integrity of her life" (p. 7).

So kommt Benson zu dem Gesamturteil:

> It must be confessed that England had fallen in to the hands of very kindly foes (p. 7).

Aber es sind doch Englands Feinde, und es sind Barbaren. Hier ist Benson seiner Sache sicher.

Mrs. Palmer, die sich mit den Millionen ihres Mannes, die Einlaßpforten in die englische Gesellschaft sprengt, hat nach dem Urteil der Schwester Gingers die Manieren einer „bar-maid". Benson läßt sie fast in jedem Satz, den sie zu sagen, oder besser: zu kreischen hat, geschmacklos oder taktlos werden.

Die ersten Bilder des Romanes spielen noch in England. Dann führt Benson seine Leser nach New York. Es ist für ihn die unerfreulichste Stadt der Welt. Die Menschen hasten, ohne einzuhalten, durch die Straßen. Denn jeder fürchtet, in der großen, allgemeinen Jagd nach Gold zurückzubleiben. Hast und Roheit findet Benson überall. Dazu kommt bei den Amerikanern krasser Mangel an Verantwortungsgefühl der Allgemeinheit gegenüber. Irgendwo in Pennsylvania wird von Unternehmerseite ein Streik „gemacht": die Kohlenpreise sollen in die Höhe! Hundert Millionen Menschen leiden, damit die Männer, die den Streik veranlaßt haben, Millionengewinne an sich bringen können (p. 38). Auf amerikanischem Boden wird für Benson „Democracy" gleichbedeutend mit „mismanagement", und gleichbedeutend mit der Losung: Jeder für sich selbst! (p. 37 f.)

Nirgends findet Benson Dauer und Beständigkeit. Ganze Häuserblöcke verschwinden über Nacht, um andern Platz zu machen. Die Menschen drängen sich und stoßen sich; man hält es nicht für nötig, sich beim andern zu entschuldigen: das wäre

Zeit- und Energieverlust. Alle diese Menschen treibt nur ein Bemühen: morgen reicher zu sein als sie heute sind. Dem werden alle andern Werte geopfert.

Dann führt Benson seine Leser in die Villa Palmers auf Long Island. Mrs. Palmer ist hier unbeschränkte Herrscherin. Ihr höchster Ehrgeiz ist, Newport zu übertrumpfen. Mit einer Energie und einem Ernst, der einer besseren Sache würdig wäre, macht sie sich an die Vorbereitung ihrer Feste, bei denen ungeheure Summen ausgegeben werden, ohne daß sie irgend jemand echte Freude bringen. Sensationen, die die Grenze des guten Geschmacks bedenklich überschreiten, füllen das Programm. Kleinliche gesellschaftliche Vorurteile machen sich da immer wieder geltend. Der Hauptgesichtspunkt ist, die gesellschaftliche Konkurrentin zu überbieten und ihr womöglich die Gäste abzujagen, besonders, wenn sie europäische Adelstitel führen. Von Vornehmheit ist nirgends eine Spur zu finden. Amerikanische Millionäre können keine wahren Feste feiern.

Das Leben, das die Palmers führen, ist zuinnerst arm und flach, wenn ihre unbezwingliche Vitalität ihnen auch die Leere ihrer Existenz im allgemeinen nicht zum Bewußtsein kommen läßt. Doch Palmer selbst hat Augenblicke, in denen er die wahren Zusammenhänge übersieht. Nach einem jener toll verschwenderischen Gesellschaftsabende seiner Gattin, drängt sich dem Millionär ganz unvermittelt die Frage auf — er richtet sie an Mrs. Palmer —: was hast du eigentlich von diesem ganzen Aufwand?

Doch Mrs. Palmer weiß zu parieren. Benson läßt sie dieselbe Frage auf die Arbeit ihres Mannes übertragen. Auch er hat nichts davon, wenn er sich eine neue Dollarmillion erworben hat. Es ist ihm nichts an ihr gelegen; vielleicht erfährt er nicht einmal, daß er sie hat. Doch er ist nun einmal der Dollarjagd verfallen, er bringt es nicht über sich, aus dem Rennen auszuscheiden, so sinnlos es schon längst für ihn geworden ist (p. 93). In einem Augenblick der Selbstprüfung sagt Palmer zu seinem Schwiegersohn, dem englischen Lord:

> „Bertie, never be a rich man . . . It is a damnable slavery. You can't stop; you have to go on. You can't rest; you are in the mill, and the mill keeps on turning" (p. 168).

Und doch — das einzig wirklich Große und Bewundernswerte, was Benson seinen Lesern in Amerika zu zeigen hat, ist Mr. Palmers Arbeitsraum. In seiner kahlen Schlichtheit steht er in stärkstem Gegensatz zu allen andern, prunkvoll ausgestatteten Gemächern des Hauses: Schönheit und Besinnlichkeit haben im Leben Mr. Palmers keine Stätte. Von diesem Arbeitszimmer aus hält Palmer die Börsen von New York und

London in Atem. Ein Federstrich von ihm setzt Millionen in das Wirtschaftsringen ein. In Palmer's Existenz, so arm und kahl sie ist, liegt sehr viel echte Größe. Schärfster, auch die kleinsten Einzelheiten erfassender Sinn für Wirklichkeiten verbindet sich in ihm mit straffster Selbstentsagung. Palmer gönnt sich keine Feierstunde. Er ist Asket.

Doch Palmer, der vulgäre Gentleman, ist nur eine Möglichkeit Amerikas. Eine andere ist Mr. Bilton. Auch ihm ist hastende Arbeit so selbstverständlich wie das Atemholen; doch das ungestüme Tätigkeitsverlangen ist bei ihm ins Verbrecherische gewendet. Bilton wird zuletzt, wie die Gelegenheit sich bietet — und Bilton kann Gelegenheiten nicht ungenützt verstreichen lassen — zum Erpresser.

Doch Bilton steht unter den Amerikanergestalten des Romanes geistig am höchsten. Er ist sich mehr als die andern Amerikaner Bensons der inneren Überlegenheit der englischen Kultur bewußt geworden. Er weiß, daß die Unfähigkeit der Menschen in Amerika, im Rennen nach dem Erfolg auch nur für Augenblicke einzuhalten und sich zu besinnen über Sinn und Ziel des Jagens, ihnen zum Verhängnis werden könnte. England dagegen hat eine „leisured class" (p. 89 f.), die die Kunst versteht, im Kampfe um die materiellen Güter einzuhalten. Bilton sagt zu einer Engländerin, die dieser Klasse angehört und die von sich bekennt, daß sie an Mr. Palmers Stelle sich nie mehr in ihrem Leben mit geschäftlichen Dingen befassen würde:

„You have the power of stopping, it is the most exquisite thing in the world" (p. 89).

Und von der Klasse, die in Amerika die Rolle der Besinnlichkeit, die eigentliche Führung übernehmen sollte, sagt er:

„Our wealthy class is the least leisured of all" (p. 90).

So bemüht sich Benson immer wieder, die innere Überlegenheit der englischen Kultur hervorzukehren. Mit den Eichen von Molesworth werden Lebensformen, Lebenswerte fallen, die sich durch Jahrhunderte bewährten. Das, was England gegen das rastlose, kulturblinde Vorwärtsdrängen der Eroberer so wehrlos macht, gerade das macht auf der andern Seite seinen Wert:

„We are falling behind, I am told, in most things, but we still have that power - the power of tranquillity. I am inclined to think that it is worth something" (p. 27).

Und Benson steht auch da auf Seiten Gingers, wo dieser sagt:

„And the Palmerization that is going on does not add one jot to anybody's happiness" (p. 250).

Und nun die Frage nach dem Verhältnis Bensons zu dem Amerikanischen in seinem Werk.

Bensons Intentionen sind die des Realisten: amerikanische Wirklichkeit mit den Mitteln seiner Kunst als Wirklichkeit zu schildern. Was führte ihn dazu?

Benson macht Amerikanisches zum Gegenstande seines Zeichnens, nicht weil er glaubt, neue Erkenntnisse über Amerika gefunden zu haben, sondern weil er unter dem lähmenden Eindruck der Gefahren steht, die England von jenseits des Atlantik drohen: das Verhältnis Bensons zu dem Amerikanischen, das er schildert, ist rein von außen her bestimmt. Das erklärt die Schattenhaftigkeit seines Bildes. Benson bleibt an der Oberfläche, sein Amerikabild ist auf der ganzen Linie durch die Konvention bestimmt.

Doch ist das Buch für uns bedeutungsvoll, weil fast auf jeder seiner Seiten der ungeheure Druck, mit dem die wirtschaftliche, gesellschaftliche und kulturelle Macht Amerikas auf England lastete und lastet, in seiner ganzen Schwere fühlbar wird, weil dieses Buch auch deutschen Lesern greifbar macht, wie tief die Wunde ging, so oft ein Herrensitz Alt-Englands in amerikanische Hände kam. Und Benson läßt den tiefsten Grund für den Groll des konservativen England gegenüber allem Amerikanischen erkennen: Amerika ist für konservative Beurteiler der Inbegriff der Mächte, die den adligen Grundbesitzern seit 1832 die Führung Englands entrissen haben. Und Aufstieg der Union bedeutet Englands Niedergang.

Gerade seine Konventionsgebundenheit gibt dem Buche Bensons, das im Jahre 1903 erschienen ist, seinen Wert. Es zeigt: das Amerikabild des konservativen England aus der Zeit des „Martin Chuzzlewit" war um die Jahrhundertwende noch weithin unverloren. Alle wesentlichen Punkte des amerikanischen Sündenregisters werden hier noch aufgeführt. Und Benson gibt hier weithin „öffentliche Meinung". Deshalb sollte die Analyse der „Relentless City" an der Spitze dieser Untersuchung stehen. Benson ist der Ausgangspunkt für jeden, der sich im neuen Jahrhundert ein eigenes Urteil über Amerika zu bilden suchte. Von Bensons Bild galt es loszukommen, oder, wo es noch bestehen konnte, da galt es die alten Linien zu vertiefen.

Zu vertiefen war vor allem die Hauptlinie des Bensonschen Bildes: der Vorwurf amerikanischer Seelenlosigkeit, der Leere amerikanischer Kultur, des Mangels an geistig schöpferischen Kräften. Diese Linie beherrscht die europäische Amerikakritik noch heute. Es kann kein Buch über amerikanische

Kultur geschrieben werden, das nicht auf weite Strecken diese Linie zu ihrer Achse machte, und sei es nur, um über sie hinwegzuführen und ihre Berechtigung in Frage zu stellen.

Die bedeutendste Erscheinung amerikanischer Selbstkritik der Nachkriegszeit, das von dreißig führenden Geistern Amerikas verfaßte Buch: „Civilization in the United States" *) hält unentwegt an dieser Linie fest. Als eines der drei Hauptergebnisse der „gemeinsamen Gewissenserforschung" **) wird dort registriert:

> . . the most moving and pathetic fact in the social life of America to-day is emotional and aesthetic starvation, of which the mania for petty regulation, the driving, regimentating, and drilling, the secret society and its grotesque regalia, the firm grasp on the unessentials of material organization of our pleasures and gaieties are all eloquent stigmata. We have no heritage or traditions to which to cling except those that have already withered in our hands and turned to dust . . . . There must be an entirely new deal of the cards in one sense, we must change our hearts. For only so, unless through the humbling of calamity or scourge, can true art and true religion and true personality, with their native warmth and caprice and gaiety, grow up in America to exorcise these painted devils we have created to frighten us away from the acknowledgment of our spiritual poverty (p. VII).

Bensons schemenhaftes Bild ist hier in den frischen Farben unmittelbarer Anschauung neu gezeichnet.

2. W. S. Maugham / „Our Betters".

Die Front der Amerikaner, die sich in die höchste englische Gesellschaft drängen, ruft den Satiriker auf den Plan.

Die Amerikanerinnen des Maugham'schen Lustspiels sind den Weg gegangen, der sich den Töchtern amerikanischer Millionäre ohne weiteres öffnet: „Intermarriage". Lady George Grayston, Tochter eines amerikanischen Eisenhändlers, macht ihr Haus in London zum Schauplatz glänzenden gesellschaft-

*) Civilization in the United States. An Inquiry by Thirty Americans. Edited by Harold E. Stearns. New York (Harcourt, Brace & Co.), 1922.

Obige Stelle ist dem Vorwort von H. E. Stearns entnommen.

**) s. Walther Fischer: Hauptfragen der Amerikakunde. (Band 3 der Neuphilologischen Handbibliothek für die westeuropäischen Kulturen und Sprachen, hg. von Kuttner) Bielefeld und Leipzig (Velhagen und Klasing), 1928. p. 43. Dort ist eine ausführliche Besprechung des grundlegenden und umfassenden Werkes.

lichen Lebens, die besten Namen weiß sie für ihre abendlichen Feste zu gewinnen; sie hat sich in eine Welt des Prunkes eingebaut.

Deren Glanz besticht zunächst auch Lady Grayston's Schwester, Bessie Saunders, die zu Besuch in England weilt. Ein junger Lord bemüht sich schon um ihre Gunst. Wird auch sie den Weg ihrer Schwester gehen? Ihre Entscheidung wird ein Urteil für oder gegen jene Welt der Lady Grayston sein. Sie fällt als denkbar hartes Urteil gegen diese.

Maugham macht sich ein Vergnügen daraus, der Welt um Lady Grayston rücksichtslos die Maske abzureißen. Unter der blendenden Hülle verbirgt sich tiefste menschliche Verworfenheit. Alles ist faul um Lady Grayston. Ihr Gatte ist in seinem eigenen Haus ein Fremder; seine Begriffe von Pflicht und Ehrgefühl bedeuten für die Amerikanerin nur Langeweile.

Der Glanz des Hauses wird bestritten mit dem Geld von Arthur Fenwick. Ein grob sinnlicher und ordinärer Mensch. Auch er ist Amerikaner. An ihn verschachert Lady Grayston ihre „Liebe". Und woher fließen Arthur Fenwick seine Gelder zu? Er verkauft zu unverhältnismäßig hohen Preisen minderwertige Nahrungsmittel an amerikanische Arbeiter.

So steht es um die Herrin des Hauses. Und nun seine täglichen Gäste.

Da ist die Duchesse de Surennes, einst Miß Hodgson, Tochter eines Schweinemetzgers in Chicago; sie hat mit ihren Millionen einem französischen Herzog aus der Bedrängnis geholfen. Nun ist sie längst von ihm geschieden. Duchesse de Surennes ist sie aber doch geblieben. Nun kauft sie sich die „Liebe", die sie braucht.

Da ist die Principessa della Cercola, einst Miß van Hoog, aus der New Yorker Kaufmannsaristokratie holländischer Provenienz. Sie erscheint im besten Licht. Und doch ist auch ihr Leben zerbrochen.

Hier spricht Maugham ein Wort zugunsten der amerikanischen Millionenerbin, die nach einem europäischen Fürstentitel Ausschau hält. Es braucht nicht nur „Snobbishness" zu sein, was sie dazu veranlaßt. Bei Miß van Hoog war es begreifliche Romantik. Sie sah mit ihren 20 Jahren nicht, daß das Geld ihres Vaters das eigentliche Ziel der Wünsche jenes italienischen Fürsten war, der um sie warb. Sie sah ihn als den jüngsten Sproß eines Hauses von Rittern, Staatsmännern, Päpsten und Kardinälen: Romantik warb um sie und Miß van Hoog ließ sich von ihr umgarnen. Und nun ist auch ihr Leben zerschlagen; sie sucht ihm durch charitative Betätigung einen Rest von Sinn zu geben.

Und wie steht es mit der Rolle, die diese Amerikanerinnen in der englischen Gesellschaft spielen?

Sie ist glanzvoll; doch für den, der tiefer sieht, ist sie alles andere als beneidenswert. Lady Grayston sieht tiefer, wenn sie sagt:

„You don't think the English want us here? You don't think they like us marrying their men? Good heavens, when you have known England as long as I have, you'll realise that in their hearts they still look upon us as savages and Red Indians. We have to force ourselves upon them. They come to me because I amuse them. Very early in my career I discovered that the English can never resist getting something for nothing. If a dancer is the rage, they'll see her at my house. If a fiddler is in vogue, they'll hear him in my concert. I give them balls. I give them dinners. I've made myself the fashion, I've got power, I've got influence. But everything I've got—my success, my reputation, my notoriety —I've bought it, bought it, bought it" (p. 196 f.).

Langsam enthüllen sich die Menschen aus dem Kreis der Lady Grayston nun auch der jungen Bessie Saunders als das, was sie sind: eine Schar unglücklicher Entwurzelter, die, von den Quellen der alten Heimat abgeschnitten und aus dem eigentlichen Leben der neuen Heimat mit seinen Überlieferungen ausgeschlossen, ein Schattendasein führen, über dessen Seichtheit nachzudenken sie nicht wagen dürfen. Nun entschließt sich Bessie leicht, die Brücke abzureißen, die sie zur englischen Aristokratie geschlagen hatte. In der Aussprache mit dem jungen Lord, der sich um ihre Gunst bemühte, zieht sie die Summe aus den Durchblicken, die ihr zu Teil geworden sind (p. 200 ff.).

Bessie wird der englischen Aristokratie gerecht: das Leben, das sie führt, steht unter dem Gedanken der Verantwortung für Staat und Volk. Die Söhne und Töchter der englischen Aristokratie sind in dieser Gedankenwelt groß geworden. Sie sind deshalb den traditionellen Aufgaben ihres Standes gewachsen. Doch die Lebensformen englischer Aristokraten verlieren, von Amerikanern übernommen, ihre tiefe, in der Verantwortung des Einzelnen verankerte Bedeutung; sie werden sinnlos, bloße Hülsen. Ein Leben in diesen ausgehöhlten Formen kann nicht befriedigen. Das einzige, was bleibt, um die Leere zu verdecken, ist das Vergnügen, von dem man sich nun treiben läßt, bis schließlich der Taumel des Genießens in den Abgrund führt.

Die Fürstin hat an anderer Stelle Ähnliches schon ausgesprochen:

„You don't understand. It's not entirely their fault. It's the life they lead. They've got too much money and too few responsibilities. English women in our station have duties that are part of their birthright, but we, strangers in a strange land, have nothing to do but to enjoy ourselves" (p. 143).

Nun sieht Bessie ein, daß die, die den Verpflichtungen des Standes, in den sie sich zu drängen suchen, nicht erfüllen können, in ihrem eigenen Land Pflichten zu erfüllen hätten, daß die Heimat ihre Dienste bitter nötig hätte:

„When we come over here we're like soldiers deserting our country in time of war" (p. 201).

Also: zurück nach Amerika! Bessie zieht diese Folgerung.

Unsere Darstellung hat aus dem Stück herausgezogen, was an gedanklichem Gehalt darin enthalten ist. Man kann wohl sagen, Maugham hat das Stück geschrieben, um dem Theaterpublikum diesseits und jenseits des Atlantik Erkenntnisse weiterzugeben, um ein Stück entwurzeltes Amerika zu enthüllen. Doch der gedankliche Gehalt ist nicht das Wesentliche an der Maugham'schen Komödie. Das Wesentliche ist für Maugham der Lustspielerfolg und, was ihn zu seinem amerikanischen Stoff gebracht hat, sind dessen Möglichkeiten zu beißender Satire.

Und da ergaben sich für ihn ergötzliche Effekte, vor allem wo es die „anglisierten" Amerikaner zu schildern galt, die alle Spuren ihres Amerikanertums ängstlich zu verwischen suchen, natürlich ohne viel Erfolg; die Stunden nehmen, um den „American accent" loszuwerden — und Maugham diktiert ihnen in der Bühnenanweisung einen „marked American accent" zu; und die verächtlich aus den Landsmann herabsehen, der sein Amerikanertum nicht verleugnet:

„How American you are!" (p. 17)

Die Amerikaner, die in Amerika leben („How strange of them" — merkt Fleming Harvey an), verschont Maugham mit seiner Satire. Im Gegenteil: er läßt sie in Fleming Harvey in seinem Lustspiel durch ein würdiges und sympathisches, wenn auch reichlich farbloses Exemplar vertreten sein. Die Gestalt des Fleming Harvey sagt dem amerikanischen Theaterpublikum: Ihr Amerikaner seid — aus der Ferne gesehen — gute und brauchbare Menschen. Wir haben gar nichts gegen euch und wollen euch in vollem Umfang gelten lassen — nur: bleibt um alles in der Welt zu Hause in Amerika. Amerika den Amerika-

nern! — Ja, von Herzen gern. Aber dann bitte auch: England den Engländern!

3. H. A. Vachell / A Woman in Exile.

Der Vorgang der „Intermarriage" spielt bei Benson und bei Maugham schon eine große Rolle.

Benson gibt die groben Umrißlinien:

„.... every country necessarily sends abroad for barter what it doesn't want or has too great a supply of. America has more money than it knows what to do with, so it is willing to let some of it come here, while we have just found out that titles are no longer of the slightest value to us. Nobody cares about them now, so we send them for distribution abroad too."

„Labelled," said Charlie. „Ducal coronet so much, countess's coronet much cheaper, baroness's coronet for an annuity merely ...." (p. 14).

Maugham zeigt in grellen Farben die demoralisierende Wirkung solcher, auf rein geschäftsmäßiger Basis geschlossener Verbindungen zwischen amerikanischem Geld und englischen Adelswürden, er stellt eine ganze Reihe von Opfern dieses Vorgangs auf die Bühne; er sucht auch darzulegen, daß den Töchtern amerikanischer Plutokraten das Würdelose des Vorgangs häufig gar nicht zum Bewußtsein kommt, daß sie sich vielfach von romantischen Vorstellungen bestechen lassen und dazu noch aufgemuntert werden durch den Anteil, den die amerikanische Presse an solchen gesellschaftlichen Ereignissen nimmt:

„We're blamed because we marry foreigners, but columns are written about us in the papers, our photographs are published, our friends are excited and envious" (p. 90).

Für den Romanschriftsteller ist die „Intermarriage" in dieser Form ein Sonderfall des größeren und viel erörterten Problems der Ehe ohne Liebe.

Doch der Vorgang birgt auch andere Möglichkeiten. Vachell macht die Ehe zwischen Lucy d'Aguilar und Chester Cowlard aus San Francisco zur ausgesprochenen Neigungsehe. Lucy folgt ihrem Mann nach Kalifornien, sie wird in eine neue, ihrem durch die besten Traditionen englischer Aristokratie bestimmten Wesen anfangs durchaus fremde Welt gestellt; sich diese Welt zu enträtseln, zu sehen, was sie antreibt und wo sie gründet, ihren Wert und Unwert gegenüber heimischen Begriffen und Lebensformen abzuwägen: das wird mit dem Augenblick,

da sich Lucy entschlossen an die Seite des kalifornischen Industriellen stellt, die besondere Aufgabe ihres Lebens. So wird der Vorgang der „Intermarriage" für Vachell zum Rahmen einer groß angelegten Auseinandersetzung mit Amerika und seinen Menschen, die auch hier in das Gesichtsfeld englischer Aristokratie gerückt erscheinen.

Es ist nicht leicht für Lucy, sich Kalifornien, das Land ihres Exils, zur zweiten Heimat zu machen. Sie unterhält sich noch vor der Reise nach Kalifornien mit dem Oberhaupt ihres Hauses, Lord Dorrington:

„Look here, Luce, you're so damned English."

„Does the pot dare to call the kettle black?"

„I'm damned English; I know it and deplore it. I don't say I hate all foreigners—thats going too far—but I know my disabilities and yours, my dear. Also, I've travelled in California. It's a glorious country, but it's seven thousand miles away from Dorrington Court. You're a d'Aguilar. I can't see you as Mrs. Cowlard of San Francisco. That worries me." (p. 32 f.)

Doch Lucy geht ihren Weg. Die Liebe zu Chet Cowlard öffnet ihr die Augen für den Wert der Menschen Kaliforniens. Denn in ihm sind die besten Möglichkeiten des Landes erfüllt: starkes, unverzagtes Vorwärtsstürmen, kühnes Überrennen aller Schwierigkeiten, unverfälschte Einfachheit des Fühlens und Denkens, männliche Geradheit und Offenheit, sittliche Entschiedenheit, froher Lebensmut und jungenhafte Frische.

In der Bewunderung für die Geschichte der Familie ihres Mannes erschließt sich Lucy ein gutes Stück der Seele Kaliforniens.

Chester Cowlard ist der Enkel eines Mannes, der als Pionier des Westens über die Berge nach Kalifornien gezogen war, um Gold zu suchen, und als er keines fand, genötigt war, sich als Farmer eine Existenz zu gründen. Er erwarb sich ein paar hundert Morgen des gesegneten Landes. Dem Sohn gelingt es in zäher Arbeit, im Kampfe gegen eine Übermacht von Widerständen, unter Ausnützung aller günstigen Gelegenheiten, das Besitztum Jahr um Jahr zu vergrößern. Die Geschichte der Cowlard Farm mutet Lucy wie ein Epos an: das Leben der kalifornischen Farmer ist ein Glücksspiel, bei dem es zuweilen alles einzusetzen gilt.

Vater Cowlard schlägt dem Sohn dann schon die Brücke von der abgeschiedenen Farm in die große, neu entstehende Welt der Industrie, deren Fäden in San Francisco zusammenlaufen. Vater Cowlard erfindet nämlich eine Erntemaschine.

Er stirbt in dem Augenblick, da die Erfindung die Aufmerksamkeit der großen Weizenbauern Kaliforniens auf sich lenkt. So beginnt die Laufbahn Chester Cowlard's — in jungen Jahren war er auf der kalifornischen Landesuniversität gewesen — mit erbitterten Kämpfen: er hat die Erfinderrechte gegen eine Meute kluger Schurken zu verteidigen, die ihn um die Gewinne der Erfindung bringen möchten. Chester siegt in zähem Ringen. Er gründet ein Werk in San Francisco, das er in rastloser Arbeit in die Höhe bringt, während seine Mutter auf der väterlichen Farm das einfache, sparsame und arbeitsreiche Leben der kalifornischen Bauern weiterführt. Chet Cowlard rückt seine ganze Kraft an dieses Werk, bis es zu groß geworden ist, als daß es noch von einem Manne übersehen werden könnte. Doch auch dann gibt Chet das Ringen noch nicht auf: über die persönlichen Ziele hinaus bieten sich Arbeitsmöglichkeiten für das heißgeliebte Kalifornien. Und schließlich gibt es keinen Einhalt mehr in diesem Vorwärtsstürmen; auch ernstliche gesundheitliche Schäden vermögen Chet nicht zu bestimmen, sich zurückzuziehen aus dem Trubel jagender Geschäfte: ein früher Tod beschließt das arbeitsreiche Leben Chester Cowlards.

Chet ist Typus seines Volkes. Wie er, so sind die echten Amerikaner immer „on the look-out for improvements" (p. 181). Das Erdbeben des Jahres 1906, das die ganze Stadt San Francisco zerstört, vermag die Kalifornier keinen Augenblick zu lähmen. Dieser Schicksalsschlag setzt ihnen nur ein neues Ziel: die Stadt schöner, gesünder und zweckmäßiger wieder aufzubauen. Hier bewährt sich die ungeheure Lebenskraft und der gesunde Optimismus dieser Menschen.

„After the quake and the fire Chet was wonderful. He overworked himself horribly. Why, he and men like him resurrected San Francisco in three years—three years! Try to grasp what was done, what I saw done. About five hundred city blocks were destroyed; half a million people were homeless. The architects and big contractors said it would take ten years to rebuild. And I repeat—it was done, splendidly done, in three . . ." (p. 180).

Lucy empfindet diese Eigenschaft der Amerikaner als schroffen Gegensatz zu der Welt, in der sie selber heimisch ist:

„I'm not a pusher; you are. And I can't jump at things as you do. I'm a creeper and crawler. Till I met you, Chet, I thought I was one of the Broken Brigade. Mother's family, the Pierrepoints, were big people once. And Father—and even dear old Uncle Harry—are, well, they are 'Has beens'. Not one

of us—except George Pierrepoint—has 'done' anything really worth while for generations." (p. 124)

Und an anderer Stelle:

„You have no idea what my life has been. Most of my friends do nothing but amuse themselves. You and your people made this place. That's a big thing. And I can see what you've done. I'm proud of belonging to you. I am indeed." (p. 64).

So hält es denn nicht schwer, das innere Verhältnis des Verfassers zu seinem amerikanischen Vorwurf zu bestimmen: Vachell schildert seinen Volksgenossen Kalifornien, weil es das Land seiner Liebe, seiner Bewunderung, weil es ihm wie Lucy Cowlard zur zweiten Heimat geworden ist. Vachell lebte siebzehn Jahre lang als Landwirt im amerikanischen Westen.

Sein Buch trägt klärenden und werbenden Charakter: Vachell möchte seinen Lesern die Augen öffnen für die Schönheiten Kaliforniens, für die Größe seiner Vergangenheit, für die Lebenstüchtigkeit seiner Menschen. Er möchte sie lehren, in der Beurteilung Amerikas gerecht zu sein.

Das Streben nach Gerechtigkeit bestimmt das Bild, das Vachell entwirft. Die Bewunderung für Land und Leute macht ihn in keiner Weise blind gegen die düsteren Seiten amerikanischen Lebens. Er sieht in San Francisco eine Stadt von „grafters" und „manipulators", die Leute von der Redlichkeit Chet Cowlards bitter nötig hat (p. 74). Und wenn San Francisco nach dem Schicksalsschlag von 1906 in neuer Form erstehen sollte, so hing alles davon ab, daß jene dunklen Elemente, die das kommunale Leben bislang beherrschten, ausgeschieden würden: Chet und andere Männer seiner Gesinnung mußten sich entschließen, am politischen Leben teilzunehmen, so wenig Lust sie auch dazu verspürten.

Vachell sieht, wie wenig den Söhnen des Goldenen Westens die geistige Kultur Europas im Grund bedeutet...:

Perry promised to do some work along educational lines; he consented to be coached in English literature; he agreed, not too enthusiastically, that London must be „done". Good Americans visited the galleries and museums, thereby acquiring a useful stock of small talk. (p. 239)

Es ist auch keineswegs „snobbishness", was Chet veranlaßt, seine Frau nicht unter den Mädchen Kaliforniens zu wählen:

He had known, as a small boy, some of the super-woman who had crossed the plains with the pioneers. Nothing was too good for them. He was however vaguely aware that the

daughters of the Golden West were no longer cut to the primitive pattern. (p. 17)

Vachell unterzieht das „bragging" der Amerikaner ironischer Beleuchtung; er lächelt über die Herren, die ein Nickelschild mit der Inschrift tragen: Civis Americanus Sum —:

„If the Sons of the Golden West have one faith which they prize above others it is the conviction that they live in God's country and are much better, physically, intellectually, and morally, than anybody living anywhere else (p. 101).

Vachell lächelt über die Haltung gewisser stereotyper amerikanischer Pressenotizen; Lucy war einige Zeit in ihrer englischen Heimat gewesen, ihre Rückkehr findet in der amerikanischen Presse viel Beachtung:

New York was informed that a daughter of the British aristocracy „loved" the glorious land of her adoption and was „crazy mad" to return to her Californian „home". Mrs. Chester Cowlard had not brought back trunks full of London and Paris frocks. No. The wife of a whole-hearted booster disdained such temptations. She did not flaunt ropes of pearls. She dressed simply in black. She was elegant, distinguished, and noticeably free from a too-pronounced English accent (p. 193).

Und auch die peinliche Entdeckung, daß im Lande der Freiheit gesellschaftliche Scheidelinien eine ganz beträchtlich große Rolle spielen, erspart Vachell seinen Lesern nicht. Schon bald sieht Lucy, wie diese sorgsam gezogenen Linien das Gesellschaftsleben ihrer neuen Heimatstadt zerreißen. Die Juden San Franciscos bilden eine eigene Kaste. Die alten, verarmten Familien spanischer Abstammung und die der südstaatlichen Aristokratie sehen voll Verachtung auf die neuerdings emporgekommenen Familien herab. Die Söhne und Töchter der Eisenbahnmagnaten und der Bergwerksmillionäre haben sich seit der Jahrhundertwende ihrerseits eine gefestigte gesellschaftliche Position errungen; sie haben sich die Bildungsgüter angeeignet, die ihren Vätern versagt geblieben waren. Dazu kommen exklusive Zirkel, die sich um die kirchlichen Gemeinschaften bilden. Katholiken, Presbyterianer, Kongregationalisten und Baptisten schließen sich ängstlich gegeneinander ab.

Wir sehen: Vachell macht seine ehrliche Bewunderung für Kalifornien in keiner Weise blind für die Schattenseiten amerikanischer Kultur. Und ebenso wenig verschließt sich Vachell der Einsicht, daß zwischen englischer und amerikanischer Kultur ein Abgrund gähnt, tiefer als man sich das in England vielfach träumen läßt.

Lucy hatte geglaubt, die beiden englisch sprechenden Nationen hätten nur Bewunderung und Achtung für einander:

> She had assimilated all the rankly sentimental twaddle of „Hands across the sea", all the after-dinner vapourings of English and American orators; she had met (and liked) Americans who pride themselves upon being cosmopolitan; and cosmopolitans, wherever you meet them, are cut to much the same pattern, polished citizens of the world, eating, drinking and making merry in the best houses and hotels, deliberately ignoring what offends their sensibilities. (p. 42)

Doch Vachell warnt seine englischen Leser davor, von ihren Erfahrungen mit diesen Kosmopoliten auf die Gesinnung der breiten Massen in Amerika zu schließen. In Kalifornien stellt Lucy sehr bald fest, daß wurzelhafte Amerikaner, gleichviel ob gebildet oder ungebildet, für England wenig übrig haben. Paul Townsend, einer jener kosmopolitischen Amerikaner — er ist in Eton aufgewachsen — erzählt Lucy, wie er sich zur Lebensaufgabe gemacht habe, seinen Kreisen die Augen für den Wert der englischen Kultur zu öffnen, und wie er in diesem Bemühen voll und ganz gescheitert sei. Immer wieder habe er an die Redaktionen amerikanischer Zeitungen geschrieben, um gegen irrige Auffassungen von Vorgängen und Verhältnissen in England Einspruch zu erheben; aber seine „Letters to the Editor" wurden nie gedruckt. So blieben die vielen giftigen Bemerkungen über England in amerikanischen Blättern unwidersprochen. Das demokratische Organ in Kalifornien, der von R. W. Hearst kontrollierte „Examiner", ergeht sich hämisch über Chet's Verheiratung mit einer Engländerin,

> who belonged to the effete and ignoble British aristocracy. (p. 40)

Wenn man die Schulbücher vertilgen und die Iren und ihre englandfeindliche Propaganda zum Schweigen bringen könnte — meint Paul Townsend —, so wäre schon viel geholfen. Aber solange dies nicht möglich ist, werden die Vorurteile ihre Macht behalten.

Der Krieg hat, wie Vachell am Beispiel Lucy's zeigen möchte, die Kluft, die zwischen beiden englischsprechenden Nationen gähnt, nicht überbrückt; im Gegenteil: er hat erst in ihre Tiefe hinabgeleuchtet.

Lucy fühlt sich vom Beginn des Krieges an der Sache ihres Landes zutiefst verbunden. Wird Amerika eingreifen? An dieser Frage scheiden sich die Geister. Lucy bleibt verständnislos, wenn um sie herum die Ansicht ausgesprochen wird — auch Chet vertritt diese Ansicht —: Amerika, zu dessen Aufbau alle

europäischen Nationen beigetragen haben, darf sich nicht in innereuropäische Streitigkeiten hineinziehen lassen, wenn es nicht in seinem Bestand gefährdet werden und wenn es seine Eigenart als Land der Freiheit bewahren will. Lucy sieht in Amerika nur den dem Mutterlande eng verbundenen und verpflichteten Tochterkontinent. Was Amerika im tiefsten Grund veranlaßt, sich seinen Verpflichtungen gegenüber England und der Menschheit zu versagen, ist die Aussicht, so am meisten zu gewinnen:

„What grinds me to powder is that America will get even richer over this war." (p. 212)

Im April 1917 erfolgte dann der Kriegseintritt Amerikas auf Seiten der Alliierten. Nun mochte mancher auf eine geistige Verbrüderung der beiden englischsprechenden Nationen hoffen. Das Gegenteil trat ein: die Kluft vertiefte sich. Lucy empfand das sofort:

The city became a camp. But the English people in it, after two years of misery and suspense, found themselves in a false position, humiliatingly aware of it. What England had done was strangely belittled. Publicists declared that America was hastening to rescue from annihilation her old friend France. America would win the war. Anglophobes and Anglophiles worked together for a common end, but remained immeasurably apart. All the crass misunderstandings fomented again by the propagandists, all the stupid petty jealousies and old-time differences, found their way into the newspapers. It was the hour of the Man in the Street. Everybody talked and nobody listened. Everybody said: „We'll show them how." (p. 214)

Die Kluft ist da. Sie soll — das ist die Meinung Vachells — nicht überkleistert werden. Aber die beiden Völker sollen sich bemühen, die Vorurteile abzustreifen, die hüben und drüben die klare Sicht verbauen. Amerika und England — zwei verschiedene kulturelle Welten, von denen jede ihre eigenen Werte und deshalb eigenes Lebensrecht besitzt; Achtung vor der Art des andern soll sich mit Vertiefung und Erweiterung der eigenen Wesensart verbinden — das ist die Haltung, die Vachell fordert. Aus dieser Forderung ergab sich ihm die Handlung seines Buches: er schildert, wie sich Lucy, durch mannigfaches Erleben gefördert, immer mehr zu dieser Haltung hindurchringt. Wie sie darauf verzichtet, aus ihrem Mann einen englischen Lord zu formen, und einsieht, daß er dabei sein Bestes opfern müßte, wie sie lernt, an den vielen Kleinigkeiten äußerer Lebensführung, die sie an ihrem Mann zunächst so fremd berühren, hin-

wegzusehen, wie sie zuletzt darauf verzichtet, ihren Kindern eine englische Erziehung zu Teil werden zu lassen, und freudig zustimmt, daß sie echte Kalifornier werden.

Dieselbe Toleranz hat Chet für sie. Der Wert englischer Kultur enthüllt sich ihm schon, während er zum ersten Male auf dem Stammsitz der D'Aguilars weilt:

> It was, indeed, characteristic of the man that he did „hook on" to what appeared to him best in an older civilisation. The word „home" assumed greater significance when he eyed critically the cradle of the d'Aguilar family. It coloured and discoloured his judgment, routing preconceived notions. (p. 35)

Und so ist es sein eigener Wunsch, daß Lucy ein Stück englischer Kultur hinübernehme in ihre neue Heimat. Chet baut ihr ein Haus im „Georgian Style", umgibt sie mit englischen Bedienten und läßt sie das Haus nach englischen Traditionen führen.

Der Lebensbund, den Chet und Lucy schließen, soll den beiden englischsprechenden Nationen Vorbild sein: Treue zu dem eigenen Wesen und der eigenen Tradition, und trotzdem, oder vielmehr gerade deshalb: Achtung vor der Art des andern! *)

Mit Vachell scheint der höchste Grad von Objektivität, die größte Nähe, in der der englische Verfasser zu seinem amerikanischen Stoff stehen kann, erreicht. Oder ist darüber hinaus eine Steigerung möglich?

Wir sehen sie in der Novelle, die nun zu behandeln ist.

4. W. L. George / John Maroufaz and His Sons.

Der Verfasser führt seine Leser in der längeren Novelle in die menschlich dürre Welt einer jungen amerikanischen Kleinstadt des Mittelwestens.

John Maroufaz stammt aus O'Connorville im Staate Iowa. Aus seiner Kindheit lebt in ihm noch die Erinnerung an die „Main Street", die sich durch unbebaute Bauarreale zieht und nur auf der kurzen Strecke zwischen dem großen Bankhaus und dem Zigarrenladen einigen Eindruck macht, um dann wieder zu bescheidenen Backsteinhäusern und schlichten „bungalows" herabzusinken. Der Vater schafft an der Eisenbahn; die

*) Das ist auch Chesterton's Meinung, vgl. die Stelle in „What I Saw in America":

. . . . the very worst way of helping Anglo-American friendship is to be an Anglo-American . . . (p. 262)

Mutter stirbt noch während seiner Knabenzeit. Es hat keine Bücher im Elternhaus, nur eine Bibel und den vierten Band einer Geschichte Schottlands. Die Sonntagsbeilage der O'Connorville Post ist die einzige Lektüre.

Der Knabe wird mit konservierten Bohnen, mit konserviertem Lachs und konservierten Früchten aufgezogen. Er geht zur Schule, wo ein Lehrer ist, der sich zwar leicht begeistern kann, doch leider auch nur konservierte Wissenschaft zu bieten hat. Dort wird ihm beigebracht, daß ein Dollar, bei 5% auf Zins und Zinseszinsen angelegt, sich in 14 Jahren verdoppelt, daß England der Erbfeind der Vereinigten Staaten ist. Auch John Maroufaz geht zur Eisenbahn und füllt dort während zweier Jahre Formulare aus. Da sieht er — er ist nun sechzehn Jahre alt — eines Tages ein Auto, einen großen, blau gestrichenen Wagen, vor einem Theater vorfahren. Eine kleine Hand in Handschuhen von Ziegenleder tastet nach dem Messingschloß der Wagentüre. Eine kleine, schlanke Gestalt mit glänzendem blonden Haar und weichen blauen Augen tritt aus dem Wagen, behutsam, um die schimmernden Schuhe nicht zu beschmutzen.

John Maroufaz steht wie versteinert. Er ist ein anderer geworden. Er hat einen kurzen Blick geworfen in eine Welt, wo der Staub nicht in die Häuser dringt, wo alles schön und weit ist in den Häusern, weiche Teppiche, gedämpfte Stimmen, Vornehmheit und Anmut. Zunächst hat John das Gefühl, das ihm diese Welt für immer verschlossen ist. Er ist verzweifelt. Er faßt in dieser Stimmung den Entschluß, sich noch am selben Abend auf den Schienenstrang zu legen. Der Zug kommt auf ihn zu, er hört das Zischen und Brausen der Maschine, er erlebt die ungeheure Energie, die sie durchpulst. Sie gibt ihm Mut zum Weiterleben. Wie die Maschine will er vorwärtsstürmen: stark und unablässig, bis sich auch ihm die Tore öffnen in die Welt, in die er einen kurzen sehnsuchtsvollen Blick geworfen hat. (p. 57 ff.)

Wie steht der Verfasser innerlich zu dem Stück Amerika, das in seiner Novelle eingefangen ist?

Er wertet nicht. Er denkt sich in die von ihm geschilderte Gestalt hinein und schildert nun aus ihrer Perspektive. Seine Haltung ist die des echten Realisten, dem nur die Achtung vor dem Wirklichen die Feder führt.

Der Verfasser scheint ausgeschaltet mit seinen eigenen Ansichten und Wertungen, ausgeschaltet auch als Engländer. Er sieht das Amerikanische, das er schildert, nicht mit den Augen seiner Volksgenossen; er kehrt in seiner Darstellung jedenfalls

nicht das hervor, was ihm vom Blickpunkt seines Volkstums aus bemerkenswert erscheint.

Dem eigentlichen Realisten bedeutet die Fragestellung: worin unterscheiden sich die Menschen in Amerika von meinen eigenen Volksgenossen? — eine Vergewaltigung des Wirklichen, das als solches in seiner ganzen Fülle und nicht nur in den Elementen, die dem subjektiven Blick bemerkenswert erscheinen, gesehen und gewertet werden will.

So schildert W. L. George in der Novelle aus dem Lebensweg des Maroufaz gerade das, was auch amerikanischen Betrachtern als das Wichtige daran erscheinen würde. Das Menschliche und nicht das National-Besondere steht in seiner Schilderung im Vordergrund.

Die Intentionen des Verfassers: bei Benson, Maugham, Vachell, George, bei allen vieren — „Wirklichkeitserfassung". Benson hat dabei nur Äußeres zu seinem amerikanischen Stoff gebracht, Maugham hat die Ader des Satirikers zu ihm gezogen, Vachell das Schicksal, das ihn nach Kalifornien warf und ihn dort Land und Leute lieben lehrte — George allein hat zu dem Amerikanischen, das er schildert, die klare, hart umrissene Einstellung des Realisten: er schildert amerikanische Wirklichkeit, nicht weil er sie haßt, nicht weil er sie liebt, sondern weil sie wirklich ist.

II.

Ein Stück Amerika zu schildern — das steht als des Verfassers letzte Absicht hinter den Werken, die bisher behandelt wurden. Ihnen stellt sich eine zweite Gruppe gegenüber.

1. Bernard Shaw / Man and Superman.

In „Man and Superman" hat Shaw in leichten Umrißlinien seine „Life Force"-Theorie entworfen.

Tanner wird von seinem Mündel Ann, in der die Life Force um ihn ringt, gefangen. Er und besonders Straker, sein Chauffeur, der Mann der Zukunft, erkennen das Verhältnis zwischen Mann und Weib, so wie es Shaw gesehen haben will: das Weib wirbt um den Mann, nicht umgekehrt. Es stellt ihm tausend Fallen. Die Ehe ist eine Einrichtung, der der Mann, solange es irgend möglich ist, entgehen möchte. Doch das Weib, die Life Force, ist stärker als er: er muß in diesem Kampfe unterliegen.

Die Gegenspieler, die die alte, ritterlich-romantische Auffassung vertreten — der Mann hat sie zu seinem Schutz erfunden! — sind Tavy, ein „tiefer", dichterisch gestimmter Mensch, für den die Frau in erster Linie ein aesthetisches Erlebnis ist, der sie im alten Sinn verehrt; auch dann noch, wie er sehen muß, daß er mit dieser Einstellung von Ann nicht ernst genommen wird, und dann — Hector Malone, der Amerikaner.

„Well, we think in America that a woman's morl number is higher than a man's, and the purer nature of woman lifts a man right out of himself, and makes him better than he was." (p. 65)

Das ist die Meinung Hectors. Kein Wunder, daß die Amerikanerinnen im allgemeinen lieber in Europa leben — setzt Shaw hinzu.

Der Frauenkult ist bei Hector nicht nur Theorie. Er erscheint zum ersten Mal auf der Szene mit einer älteren Dame, Mrs. Whitefield, und gibt sich gewaltig Mühe, sie zu unterhalten, ihr ein angenehmer Gesellschafter zu sein. Einem Engländer würde das, wie Shaw bemerkt, in derselben Situation nicht einfallen. Er würde eine ältere Dame wie Mrs. Whitefield sich selber überlassen in dem Glauben, daß Langeweile zu haben das gleichsam gottgewollte Schicksal solcher Damen ist. Aber mehr noch als an der Praxis liegt dem Amerikaner an der Theorie. Er benützt jede Gelegenheit, auch wenn sie dazu nicht sehr günstig ist, um seine hohe Gesinnung in begeisterte Worte zu kleiden. Bei Tavy ist die Frauenverehrung zart und tief; sie fließt aus seiner dichterisch gestimmten Seele. Hector wird in der Art, wie er aus seinen Gefühlen für die Frauen plump rhetorische Tiraden schmiedet, zur komischen Figur.

Ein kleines Meisterwerk ist die Bühnenanweisung, mit der Shaw seinen Amerikaner einführt. Diese Bühnenanweisung ist nach Shaw'schem Brauch keine Bühnenanweisung mehr, sondern ein Leckerbissen, den der Verfasser seinen Lesern zubereitet hat.

Das Wesentliche der kleinen völkerpsychologischen Abhandlung sei hier mitgeteilt!

Hector hat sich vor seiner Europareise um eine erstklassige Bildung umgetan; und davon möchte er nun in der Unterhaltung mit den Engländern möglichst viel anbringen. Er findet allerdings recht wenig Anklang damit. Denn fürs erste, meint Shaw, sind die Engländer im Durchschnitt kulturellen Fragen gegenüber gleichgültig, zum andern wissen solche, denen geistige Probleme näher liegen, mit den Bildungsbrocken Hectors nicht viel anzufangen. Denn das, was Hector, so oft sich

in der Unterhaltung eine Gelegenheit dazu bietet, an Bildungsgütern auskramt, sind Dinge, die vor dreißig Jahren — „Man and Superman" ist 1903 erschienen — aus England exportiert worden waren; nun werden sie wieder von Amerikanern nach England zurückgebracht. Wenn man sich in England harmlos über Anatole France und Nietzsche unterhält, kommt der Amerikaner mit Matthew Arnold und Macaulay daher! Kein Wunder, daß er damit nicht viel Anklang findet. Doch Hector läßt sich nicht aus der Fassung bringen. Er erklärt sich seinen Mißerfolg in diesen Dingen damit, daß es in England eben an der Bildung fehlt und freut sich, zu Englands geistiger Erziehung beitragen zu können.

Geistig ist der Umgang mit dem Amerikaner unfruchtbar. Und dennoch ist dieser Umgang nicht unerfreulich. Zu der Abgestandenheit seiner kulturellen Weisheit gesellt sich beim Amerikaner gewinnende Frische.

Hector vermißt in England überall erbauliche Rhetorik. Seine Vorliebe für das, was er als „moral tone" bezeichnet, hat nun Shaw auch innerhalb der Rolle, die er seinem Amerikaner zuweist, breiten Raum geschaffen. Er hat es dabei meisterhaft verstanden, diese moralischen Tiraden seines Amerikaners zu entwerten. Die Gelegenheit, die Hector zu seinen schwungvollen Bemerkungen über die Frau veranlaßt, ist dafür denkbar ungeeignet.

Violet, die Schwester Ann's, hat ihren Verwandten mitgeteilt, daß sie sich verheiratet hat, daß ihr Gatte aber vorerst nicht genannt sein möchte. Hector lädt sie ein zu einer Autofahrt. Die Verwandten halten es nun für nötig, den Amerikaner in das Geheimnis einzuweihen. Und nun legt Hector los: er kann es nicht verstehen, wie man eine Frau in eine solche Stellung bringen kann. Er findet das unmännlich und rücksichtslos. Die Ehe sollte den Mann doch adeln! Das alles mit dem Brustton ehrlichster Überzeugung vorgetragen. Dabei ist der geheimnisvolle Gatte — Hector selbst. Er drückt sich sozusagen selber das Befremden aus.

Ein Charakterfehler? Das wäre vielleicht zu hart gesprochen. Shaw mildert wieder. Es fiel dem Amerikaner, wie er später im Gespräch mit seiner Gattin sagt, gar nicht so leicht zu lügen. Er ist im Grund ein ehrlicher und guter Mensch. Von sich aus würde er sich am liebsten vor aller Welt zu seiner Frau bekennen, auch wenn ihm darüber der Monatswechsel seines Vaters verloren ginge; doch Violet selbst dringt darauf, daß dies nicht geschieht: sie legt großen Wert auf diesen Monatswechsel.

Der Charakter Hectors ist so nicht eigentlich verdächtigt; und doch ist seine Stellung reichlich schief: er bringt es einfach nicht über sich, eine Gelegenheit zu moralischen Tiraden hinauszulassen; er läßt sich von der Woge seiner ethischen Begeisterung zu einem Zustand hinreißen, den er selbst nachher als „ecstasy of mendacity" bezeichnet.

Schon in der Bühnenanweisung ist, wenn auch leise, angedeutet, daß Praxis und Theorie beim Amerikaner häufig auseinander fallen:

> ...he is careful not to talk commercial shop, in which department he is probably much in advance of his English capitalist friends. (p. 62)

Hectors Vater ist der Besitzer der bedeutendsten Büromöbelfabrik der Erde. Er ist amerikanisierter Ire, der sich aus ärmlichsten Verhältnissen emporgearbeitet hat. Seine Mutter hatte ihn in Irland am Torffeuer groß gezogen. Sein Vater war im schwarzen Jahre 1847 Hungers gestorben. Aus seinen Worten flackert Haß auf England. Von diesem Haß auf England läßt sich der alte Ire auch in den Plänen leiten, die er mit seinem Sohn verfolgt. Die englische Herrschaft hat ihn einst durch ihre Aushungerungsmethoden aus seiner Heimat vertrieben. In Amerika ist er vielfacher Millionär geworden: nun sollen die Engländer Irland nur behalten — er und seinesgleichen kommen zurück und kaufen das beste auf, was es in England zu kaufen gibt: alte Herrensitze und Abteien. Hector aber soll sich mit seines Vaters Geld die Hand der Tochter eines englischen Aristokraten gewinnen. Das ist der Racheplan, den er geschmiedet hat. Durch einen Brief, der an Hector gerichtet ist, den er aber versehentlich öffnet — Vater und Sohn führen denselben Namen — erfährt der alte Ire von den Beziehungen seines Sohnes zu Violet. Er droht dem Sohn, er werde ihm jegliche finanzielle Hilfe entziehen, falls er diese Beziehungen nicht aufgebe. Er könnte noch einen Sinn dahinter finden, wenn sein Sohn einem Mädchen aus den untersten Schichten die Hand reichen würde, um sie zu sich emporzuziehen: denn auch dann wäre seine Heirat ein sozialer Fortschritt.

Der Vater Malone wird durch die überlegene Art Violets allerdings bald gewonnen: ihr geschäftstüchtiger, wirklichkeitsoffener Sinn nötigen dem Amerikaner Bewunderung ab. Bedenklich wird dann die Lage erst, wie Hector dazwischen kommt: er kann sich diese günstige Gelegenheit zu einer „Szene" nicht entgehen lassen. Er ist in seinem Inneren entrüstet darüber, daß sein Vater diesen Brief geöffnet hat. Er spricht

empört von seiner Ehre, von seinem Mannesmut, den es nun zu erweisen gälte:

„A letter from an English lady, not addressed to you — a cawnfidential letter! a dullicate letter! a private letter opened by my father! That's a sort of thing a man cant struggle against in England. The sooner we go back together the better." (p. 152)

Shaw tut alles, um das Theatralische an dieser Geste zu unterstreichen. Szenische Bemerkung:

He appeals mutely to the heavens to witness the shame and anguish of two outcasts. (p. 152)

Auch hier ist die Rhetorik Hectors wieder entwertet. Er denkt gar nicht daran, nach Amerika zurückzukehren. Seine heimliche Verheiratung mit Violet stempelt diese Kundgebung zur leeren Phrase.

Doch Hector berauscht sich immer mehr an seiner theatralischen Rhetorik. Mit der Festigkeit des alten Römers kommt er schließlich zu dem Satz:

„He is no father of mine". (p. 153)

Violet bestürmt ihn, doch keine Szene zu machen. Sie hat dieser Seite im Wesen des Amerikaners gegenüber kein Verständnis.

Shaw sagt da über die Art, wie Hector auf die Engländer wirkt, mit denen er zusammenkommt:

... they find ... that oratory is an accomplishment which belongs to a cruder stage of civilisation than that in which his migration has landed him. (p. 61)

Hector ist anderer Meinung. Er glaubt, daß der Engländer, der dies zu denken wagt, damit nur eine seiner offensichtlichen Schwächen zum Vorzug umwerten möchte.

Was hat Shaw veranlaßt, seinem Lustspiel die Amerikanergestalt einzufügen? Er brauchte Vertreter der alten, romantischen Auffassung von der Frau. Die Stellung der Frau in der amerikanischen Kultur legte nahe, einen Amerikaner zum Vertreter dieser Auffassung zu machen.

Ist es ihm primär darum zu tun, typisch Amerikanisches etwa im Gegensatz zu typisch Englischem herauszustellen? Gerade nicht. Das ganze Drama ruht auf der Voraussetzung, daß dieser Frauenkult in seiner ritterlich-romantischen Verschleierung der Wirklichkeit die allenthalben herrschende Betrachtungsweise ist. Shaw geht es nicht darum, zu zeigen, daß diese Haltung typisch amerikanisch ist; er möchte zeigen, daß sie typisch menschlich ist. Mit anderen Worten: Amerikanisches ist nicht um seiner selbst willen geschildert, es ist als

illustrierender Beleg für eine national nicht weiter zu begren
zende Erscheinung herausgegriffen.

Man illustriert nur mit bekannten Größen. Shaw ha
nicht die Prätention, Neues, Eigenes über Amerika zu geben
Das Neue, das er bietet, liegt auf anderem Gebiet. Was er a
Urteilen über Amerikanisches bringt, ist leichte Ware, in di
glitzernden Münzen Shaw'schen Witzes ausgeprägte „öffent
liche" Meinung. Hinter der Bemerkung: he is careful not t
talk commercial shop – steht deutlich erkennbar die hager
Witzblattgestalt mit dem Ziegenbart: Uncle Sam, die Verbindun
puritanischen Moralisierens mit geschäftlicher Gerissenheit.

2. Bernard Shaw / The Shewing-Up of Blanco Posnet.

Eine Szene aus dem amerikanischen Westen, nach Shaw'
eigener Kennzeichnung ein religiöser Traktat in dramatische
Form.

Blanco Posnet, einem schon halb dem Säuferwahn ver
fallenen ausgemachten Lumpen, hat Gott „einen Streich ge
spielt". Blanco hat ein Pferd gestohlen. Er ist auf der Fluch
vor seinen Verfolgern. Da begegnet ihm eine Frau mit einen
totkranken Kind. Sie will es zum Arzt bringen, ist nun abe
am Ende ihrer Kräfte. Verzweifelt gibt sie Blanco das Kin
für einige Augenblicke in die Arme. Da spielt ihm Gott de
Streich: Blanco gibt der Frau das Pferd, damit sie schnelle
zum Arzt käme und das Kind gerettet würde. Blanco liefer
sich damit seinen Verfolgern aus; sie erreichen ihn, wie e
eben wie gebannt zu einem Regenbogen aufsieht, in dem er di
Worte zu lesen glaubt:

I've got the cinch on you this time, Blanco Posnet
(p. 337)

Blanco, dessen Losung ist: Lord keep me wicked til
I die (p. 338), hat sein Leben für das kranke Kind aufs Spie
gesetzt. Denn Pferdediebstahl ist im Westen ein Kapitalver
brechen, auf dem Todesstrafe steht.

Die Verhandlung vor dem Sheriff scheint nur noch Sach
der Form zu sein. Posnet wird ohne Zweifel sofort aufgehängt
ein Pferd zu stehlen ist ruchloser als einen Menschen zu töte
(p. 313). Da erscheint die Frau, der Blanco das Pferd gegebe
hatte; aus ihren Aussagen wird erkenntlich, was geschehen is
Die Frau ist bereit, einen Meineid zu schwören, um Blanco z
retten; eine Dirne, die Hauptbelastungszeugin, weigert sich
gegen Blanco zu zeugen; der Sheriff spricht Blanco widerrecht

lich frei. Und es ergibt sich, daß überall, wo bürgerliche Ehrbarkeit, wo menschliches und biblisches Gesetz das Handeln decken, Gott sicher nicht dahinter steht, und daß Gott überall dort ist, wo bürgerliche Wohlanständigkeit, wo staatliches Recht und biblisches Gebot verdammen würden.

Das zu zeigen, war die Absicht Shaw's, und nicht etwa, ein Stück Amerika zu schildern. Er hat seine Szene in einem amerikanischen Territorium angesiedelt, weil dort an der westlichen Zivilisationsgrenze, wo jeder sich selber Recht zu schaffen hat, die freie Entscheidung des Mannes noch nicht starr an Tradition und Gesetzesrecht gebunden ist. Nur hier war die gesetzwidrige, aber zutiefst gerechte Entscheidung möglich, die der Sheriff fällte. In dieser rauhen, männlichen und ganz unsentimentalen Welt wirkt das Gotteserlebnis des verkommenen Vagabunden zuinnerst echt und über alles Anempfundensein, über alle sentimentale Gefühlsseligkeit erhaben. Auf das kam es Shaw wohl an und das mag ihn veranlaßt haben, was er zeigen wollte, an Menschen des amerikanischen Westens zu zeigen. Gott ist harte, unerbittliche Wirklichkeit; sein ganzes Leben ist Blanco vor dieser Wirklichkeit geflohen und nun hat sie ihn doch noch erreicht und hat ihm diesen Streich gespielt.

Der Befund ist ähnlich wie in „Man and Supermann"; Shaw ist es nicht primär darum zu tun, ein Stück Amerika zu schildern, es geht ihm vielmehr darum, Allgemein-Menschliches herauszustellen. Daß er es an Amerikanertypen tut, war in „Man and Superman" durch einen Wesenszug amerikanischer Kultur angeregt: Frauenkult. Bei „Blanco Posnet" haben äußere Bedingungen amerikanischen Lebens das Hereinziehen von Amerikanischem veranlaßt.

Und doch sind es echte Amerikaner, echte Pioniere der Grenze, die Shaw auf die Bühne stellt. Erheiternd und imponierend zugleich ist der Stolz auf sein Amerikanertum, mit dem der Lump Blanco Posnet vor den Sheriff tritt:

„I stand on the honor and virtue of my American manhood." (p. 334)

Erheiternd, wenn die Dirne Blanco zuwirft:

„You're no true American man, to insult a woman like that." (p. 327)

Der Stolz, Amerikaner zu sein, trägt diese Bewohner der Grenzstadt, Schurken und Abenteurer am Rande der Zivilisation. Blanco faßt die Geschichte dieser Stadt zusammen in dem Satz:

„Your fathers came here on a false alarm of gold-digging and when the gold didn't pan out, they lived by licking their young into habits of honest industry." (p. 318)

Und noch hat Lottie allen Grund zu seufzen:

„I wish we could get more civilised. I don't like all this lynching and shooting." (p. 312)

Und dann die Glanzleistung des Stückes — Elder Daniels. Auch er ist gebläht vom Stolz auf sein Amerikanertum:

„I tell you, Blanco, what keeps America to-day the purest of the nations is that when she's not working she's too drunk to hear the voice of the tempter." (p. 322)

Daniels, der Kirchenälteste in hoch geachteter Stellung, ist der leibliche Bruder des Lumpen Posnet. Daniels, oder wie er früher hieß: Boozy Posnet, vertrank wie alle andern sein Geld, sobald er es bekam, und dann mußte er wieder arbeiten, um neues zu verdienen. So verteilte sich sein Leben zwischen Betrunkenheit und Arbeit und Daniels blieb auf dem Wege der Rechtschaffenheit.

„When does the Devil catch hold of a man? Not when he's drunk; but when he is idle and sober." (p. 321)

Blanco dagegen hatte geistigen Ehrgeiz; er vertrank sein Geld nicht und — fiel in die Klauen des Teufels. Daniels, der Säufer, wurde Kirchenältester; Blanco Vagabund und Galgenvogel: „God fulfills himself in many ways" (p. 321) - sagt dazu Elder Daniels.

Daniels trieft von frommen Reden. Er ist Puritaner, spricht von „lustful poetry" (p. 322). Und ist dabei der gerissenste Gauner. Mit frömmelnder Miene erklärt er vor dem Sheriff:

„He and I are, in a manner of speaking, brothers." (p. 332)

Und weiß, daß jedermann darin nicht mehr als eine fromme Redensart sehen wird. So ist er gegen den Vorwurf gedeckt, seinen leiblichen Bruder verleugnet zu haben, und hat zu gleicher Zeit seinen frommen Ruf gemehrt. An dieser meisterhaften Stelle grinst wieder das pfiffige Ziegenbartgesicht Uncle Sams durch die Zeilen. Blanco faßt in seiner „Predigt" am Schluß des Stückes das Wesen Danielsscher Frömmigkeit zusammen:

„They talked Christianity to us on Sundays; but when they really meant business they told us never to take a blow without giving it back, and to get dollars." (p. 346)

Die Gestalt des Elder Daniels ist ein meisterhafter Beitrag zum unerschöpflichen Kapitel: Cant.

3. O. Wilde / The Canterville Ghost.

Angenommen, es gäbe auf irgendeinem Adelsitz in England wirklich noch einen jener alten, unheimlichen Familiengeister, von denen Ammenmärchen erzählen, und dieser Adelssitz würde von Amerikanern aufgekauft — was ja leider sehr wohl möglich ist! — wie würden sich die Amerikaner diesem Hausgeist gegenüber verhalten?

Aus diesem Einfall ist die reizende Geschichte Wildes herausgewachsen — ein wortkünstlerisch bis ins Kleinste ziseliertes Meisterwerk.

Mr. Otis, Botschafter der Vereinigten Staaten in England, erwirbt den Herrensitz Lord Canterville's. Er wird von seinem früheren Besitzer darauf aufmerksam gemacht, daß in dem Schlößchen ein Familiengeist sein Wesen treibe. Mr. Otis lächelt:

„I come from a modern country, where we have everything that money can buy, and . . . I reckon if there were such a thing as a ghost in Europe, we'd have it at home in a very short time in one of our public museums, or on the road as a show . . . . But there is no such thing, sir, as a ghost, and I guess the laws of Nature are not going to be suspended for the British aristocracy." (p. 66)

Und doch — der Geist ist da! Er erweist den Amerikanern sein Vorhandensein durch einen roten Fleck, der an der Feuerstelle schon seit langer Zeit zu sehen ist. Der junge Washington, der Sohn des Hauses, hatte wiederholt versucht, den geheimnisvollen Blutfleck zu entfernen. Er hatte das altbewährte „Pinkerton's Champion Stain Remover and Paragon Detergent" angewandt. Vergebens — am andern Tage war der Fleck, trotzdem Türen und Fenster alle sorgsam verschlossen worden waren, von Geisterhand erneuert.

In der dritten Nacht, nachdem die Amerikaner eingezogen waren, erkühnte sich der Familiengeist sogar, mit rasselnden Ketten durch den Flur des Hauses zu wandeln. Mr. Otis hält das für einen offensichtlichen Verstoß gegen die Hausordnung. Er geht zu dem nachtwandelnden Geist hinaus und bittet ihn unter Überreichung eines Fläschchens „Tammany Rising Sun Lubricator" höflich, aber sehr bestimmt, er möchte seine Ketten wenigstens etwas ölen, damit die Hausbewohner durch das Rasseln nicht belästigt würden. Der Geist macht sich entrüstet auf die Flucht — denn das war ihm in seiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen —, da geht eine Tür auf: die

beiden Jüngsten der Familie schleudern dem mit allen Knochen klappernden Geist von Canterville ein großes weißes Kissen an den Kopf. Da zieht der arme Geist es vor, sich in die vierte Dimension zu flüchten. In dem verlassenen Gemach, in dem er haust, lehnte er sich melancholisch an einen Mondstrahl an und denkt in dumpfem Brüten an die glänzenden Erfolge, die er in seiner drei Jahrhunderte umfassenden Karriere zu verzeichnen hatte. Nun scheint das Ende dieser rühmlichen Karriere da zu sein. Der Geist denkt an die Herzoginmutter, die er einst so zu erschrecken wußte, daß sie einen schweren Anfall hatte, an das Zimmermädchen, deren Nervenzustand nie mehr ganz in Ordnung kam, an Madame de Tremouillac, die, nachdem er ihr erschienen war, wegen eines fiebernden Gehirns sechs Wochen liegen mußte, um dann wieder in den Schoß der Kirche zurückzukehren und ihre Beziehungen zu dem bekanntermaßen äußerst skeptischen Herrn Voltaire zu lösen.

Und nun soll seine Herrschaft über die Bewohner von Schloß Canterville zu Ende sein? Der Geist beschließt, sich mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, die alte Machtstellung im Hause wieder zu verschaffen. Doch vergebens!

Je mehr er sich um seine Autorität bemüht, desto weniger wird er von den Amerikanern ernst genommen, umso schmählicher wird er vor allem von den beiden Jüngsten der Familie angeführt. Der Geist erleidet einen seelischen Zusammenbruch. Er hat nur noch den einen Wunsch: von seinem Geisteramt im Schloß entbunden zu werden und endlich in die wohlverdiente Grabesruhe eingehen zu dürfen. Was ihm dann schließlich mit der Unterstützung der kleinen Tochter der Familie Otis auch gelingt . . . .:

Der Geist Amerikas, der Geist des achtzehnten Jahrhunderts, hat die Fensterläden jenes alten, verborgenen Kämmerleins, in dem der Geist von Canterville im Dämmerlicht vergangener Jahrhunderte sein gruseliges Dasein führte, weit zurückgeschlagen, so daß auch hier das helle Sonnenlicht des vollen Tages Einzug halten konnte.

Was waren die Intentionen Oscar Wilde's, als er den „Canterville Ghost" mit seinen Amerikanertypen schrieb? Wirklichkeitserfassung? Auseinandersetzung mit Amerika? Sicher nicht! Wilde will hier nicht viel mehr als eben eine anziehende Geschichte schreiben: der literarische Effekt steht an der Spitze seiner Intentionen. Die Vernunft- und Aufklärungsbegeisterung der Amerikaner wird ihm zum Anlaß, eine köstliche Kontrastwirkung hervorzurufen. Nur deshalb hat er Amerikanisches in seine Dichtung aufgenommen; nicht um zu einer Auseinandersetzung mit Amerika zu kommen.

Doch auch in „The Canterville Ghost" sind Urteile über Amerika und seine Menschen eingegangen. Wie sind sie zu werten?

Sie sind, vom Verfasser ausgesehen, völlig anspruchslos. Wilde will damit nichts Neues sagen. Er gibt sich keine Mühe, seine Leser von der Richtigkeit des Urteils zu überzeugen. Es ist ein Urteil, das ihm die öffentliche Meinung als Baustein für seine Dichtung zur Verfügung stellt.

Wilde zielt mit seinen Amerikanern auf Heiterkeitserfolge. Die nationalen Besonderheiten sind ja eine der nie versiegenden Quellen menschlichen Lachens und Ulkens. Nun ist der Autor, dem es um humoristische Effekte zu tun ist, geradezu darauf angewiesen, daß seine Leser im Urteil mit ihm einig sind. Der Leser der Wilde'schen Erzählung wird nur dann mitlachen, wenn er sich sagen kann: ja so sind die Amerikaner. Die Wirkung auf den Leser beruht nicht darauf, daß ihm neues Wissen über Amerika und seine Menschen zugeflossen wäre, sondern darauf, daß ihm etwas, was er längst schon wußte und tausendmal erfahren hat, in eine konkrete und prägnante Situation gefangen ist.

4. A. Bennett / The Loot of Cities — und — The Grand Babylon Hotel.

Amerikanisches als Anlaß zu literarischem Effekt — noch drastischer ergeben diesen Befund die beiden Bennettschen Romane. Es sind Romane aus der Tiefenzone, „Kolportageromane". Amerikanisches dient hier dazu, ein gegebenes Romanschema zu füllen.

Der Abenteuerroman.

Ein amerikanischer Millionär ist die beherrschende Gestalt in „The Loot of Cities".

Im Hintergrund der Dichtung zeichnet sich, von seinem grenzenlosen Willen zu geschäftlichem Erfolg getragen, das fiebernde und hastende Amerika, das Land, in dem die Quellen materieller Güter scheinbar unerschöpflich fließen, und jedem, der sich nur darum bemüht, geschäftlichen Erfolg in Aussicht stellen. So ist das Lebensziel des Amerikaners hochzukommen, sich durchzusetzen oder, weniger erfreulich gewendet, Dollars zu erwerben Er sucht sich seine Wege, und wenn er Glück hat, mag er auch ans Ziel gelangen: er ist Millionär geworden. Doch was nun? Das ist die Frage, die auf dem Reichtum aller Zeiten,

aller Länder lastet; eine Frage von bedeutungsvollem Ernst, besonders aber in Amerika, wo alles auf den Willen zum Erfolg gegründet ist, wo die Möglichkeiten einer nicht auf den Erwerb von Geld und materiellen Gütern gestellten Lebensführung — anders als in Ländern reifer, tief verwurzelter Kultur — noch eng bemessen sind, so manches, was dem Leben sonstwo Sinn und Inhalt geben kann, im Hasten nach geschäftlichem Erfolg nicht recht gedeihen will.

Was tun? das ist die große Frage, um deren Lösung sich Mr. Thorold müht. Sein Vater hat ihm ein Vermögen von sechs Millionen Dollar hinterlassen. Der junge Thorold hätte nun ja auch ins Geschäftsleben eintreten können.

„Well, I should only have doubled my millions, while boring myself all the time." (p. 245 f.)

Doch nichts zu tun ist auch nicht Mr. Thorolds Sache. Vom Vater her ist ein Charakterzug auf ihn gekommen, der ihn nicht ruhen läßt:

. . . the great American instinct to be a little cleverer and smarter than some one else. (p. 246 f.)

Mr. Thorold's Kunstinteressen schwimmen, wie er offen zugibt, an der Oberfläche. Das, was er als „philanthropy" bezeichnet, liegt ihm nicht — so beschließt er endlich, um der Langeweile seines Reichseins zu entgehen, auf Abenteuer auszuziehen: und Bennett hat den Rahmen für eine seiner Sensationsgeschichten.

Der Detektivroman *).

Das Grundschema des Detektivromans mit seiner Spannung zwischen der verfolgenden und der verfolgten Macht ist

*) Über die Beziehungen zwischen amerikanischem Reichtum und Detektivroman äußert sich Chesterton im Eingang der Erzählung „The Arrow of Heaven" (in Incredulity of Father Brown, p. 31) — die Stelle ist auch in ihrer stilistischen Führung für Chesterton sehr bezeichnend —:

It is to be feared that about a hundred detective stories have begun with the discovery that an American millionaire has been murdered; an event which is, for some reason, treated as a calamity. This story, I am happy to say, has to begin with a murdered millionaire; in one sense, indeed, it has to begin with three murdered millionaires, which some may regard as an embarras de richesse.

Der amerikanische Reichtum bietet Füllungsmöglichkeiten für Reichtums-Romanmotive aller Art. Neben Abenteuer- und Detektivroman sei hier der Romantypus der „Lady Betty" (von Williamson) gestellt: der Millionär Mr. Harborough war einst kalifornischer Cowboy und ist durch Oelfunde auf seinen Grundstücken reich geworden; nun fürchtet er, nur noch des Geldes wegen geheiratet zu werden. Er kleidet sich deshalb in das Gewand der Armut, um sich so die Liebe Lady Betty's, der englischen Aristokratin, zu gewinnen.

Auf ein Reichtumsmotiv baut sich z. B. auch Kipling's „Captains Courageous" auf: der verzogene amerikanische Millionärssohn geht unfreiwillig durch die harte

im „Grand Babylon Hotel" mit einer Kontrastierung der „alten" und der „neuen" Welt gefüllt.

Die lange Kette von erstaunlichen Begebenheiten, die auf den Seiten dieser „Fantasia on Modern Times" verzeichnet sind, beginnt auf Seite 13 nämlich damit, daß Theodore Racksole, der drittreichste Mann Amerikas und damit wahrscheinlich auch der ganzen Welt, Eigentümer ganzer Städte, Besitzer von rund tausend Meilen Schienenstrang und sechzig Stimmen im Kongreß (p. 13), daß dieser Theodore Racksole an der table d'hôte des Grand Babylon Hotel zu London bei Oberkellner Jules ein Beafsteak und eine Flasche Bier bestellt.

Man braucht das Grand Babylon Hotel und seine Traditionen nur ein wenig zu kennen und man wird verstehen, wie der Verfasser von dieser ungewöhnlichen Bestellung sagen kann:

„It was the bravest act of Theodore Rackesole's life." (p. 13)

Das „Babylon" ist zwar keineswegs das größte der Hotels am Londoner Embankment; aber es ist doch das einzige mit einem Separateingang für königliche Gäste, eine Einrichtung, die nicht nur vorhanden ist, sondern regelmäßige Benutzung findet. Es darf für das „Grand Babylon" kaum ein Tag vergehen, ohne daß zum mindesten einer der vielen deutschen Fürsten oder etwa auch der Maharadja irgendeines indischen Teilreiches in seinen Räumen weilt. So ist der höchste Grundsatz der Hotelverwaltung: Vornehmheit und Diskretion. Die ganze Aufmachung ist schlicht und bis ins letzte stilvoll. Über allen Räumen liegt eine aristokratisch-monotone Atmosphäre von Gelassenheit und Ruhe.

Und da kommt Theodore Racksole mit seinen amerikanischen Millionen und zeigt sich leider nicht gesonnen, seine für die Begriffe des „Grand Babylon" ungeheuerlich plebejischen Geschmacksbedürfnisse der königlichen Vornehmheit des englischen Hotels zu opfern. Das muß zu einer Katastrophe führen.

Schule eines Schiffsjungen auf einem kleinen Fischerboot. Der Gegensatz zwischen dem amerikanischen self-made man und seinen Söhnen, denen er durch unermüdliche Arbeit ein Leben ohne Arbeit ermöglicht hat, mag zu Variationen des Vater-Sohnmotives führen: „John Maroufaz and His Sons" von W. L. George.

Weite Möglichkeiten bietet der amerikanische Reichtum natürlich auch dem humoristischen Erzähler vom Schlage eines Wodehouse; vgl. etwa Mr. Paradene in „Bill the Conqueror", der nach einem arbeitsreichen Leben, von geldhungrigen armen Verwandten umlagert, zum närrischen Biblophilen und zum betrogenen Opfer pädagogischer Reformideen wird; — immer in solchen Fällen erhebt sich die Frage, ob dem Verfasser die Schilderung von Amerikanischem oder die Durchdringung eines allgemein-menschlichen Problems, die Füllung eines gegebenen Romanschemas das Primäre ist.

If there was one thing more than another that annoyed the Grand Babylon, it was to be compared with, or to be mistaken for, an American hotel. The Grand Babylon was resolutely opposed to American methods of eating, drinking, and lodging — but especially to American methods of drinking. (p. 8.)

Doch Mr. Racksole hat sich die Gewohnheit beigelegt, das, was er sich einmal vornahm, unter Einsatz aller seiner Mittel durchzusetzen. Er erhält den „Angel Kiss" — ja, er erhält sogar das Beefsteak mit der Flasche Bier. Allerdings auf einem kleinen Umweg: Racksole kauft kurz entschlossen das ganze „Babylon Hotel" um viermal hunderttausend Pfund und läßt sich dann das Beefsteak und die Flasche Bier servieren.

Mr. Babylon, der einstige Besitzer des Hotels, macht Mr. Racksole schon während des Verkaufes darauf aufmerksam, daß im „Grand Babylon" geheimnisvolle Dinge vor sich gehen. Das Haus, in dem die Großen der Politik, des Wirtschaftslebens, Gesandte fremder Länder und Finanzmagnaten aus- und eingehen, muß zugleich der Schauplatz von verbrecherischen Plänen sein.

Mr. Racksole nimmt sich vor, hier reine Luft zu schaffen.

Schon in der ersten Nacht, die Racksole als Hotelbesitzer im „Grand Babylon" verbringt, wird er Zeuge von geheimnisvollen Vorgängen innerhalb des Hauses. Es wird am Morgen im Hotel ein Leichnam aufgefunden: Bennett bedient sich ausgiebig in der Requisitenkammer des Detektivromans, um seine Handlung so geheimnisvoll als irgend möglich aufzubauen.

Nun macht sich Mr. Racksole mit der ganzen Energie des Amerikaners daran, die verbrecherischen Fäden zu verfolgen, die sich innerhalb der Mauern des Hotels zusammenknoten. Die Arbeit wird ihm dabei nicht zu leicht. Der Millionär, dem drüben in Amerika die Türen alle weit geöffnet standen, fühlt sich nun in London Mächten gegenüber, die sich der Macht des Geldes nicht so ohne weiteres beugen. Drüben war er unbeschränkter Herrscher gewesen. In London ist das anders. Doch Racksole siegt: es gelingt ihm schließlich, in die geheimnisvollen Vorgänge Licht zu bringen. Es ist auch hier, als ob in ihm das achtzehnte Jahrhundert in die letzten dämmerigen Winkel leuchte, die als Reste aus vergangenen Jahrhunderten in Europa noch zurückgeblieben sind.

Wir haben die Frage nach dem Verhältnis des Verfassers zum Amerikanischen in seiner Dichtung aufgeworfen. An ihr haben sich uns die Werke unserer Quellenliste um bestimmte Typen geordnet.

Bei einer ersten Gruppe war als letzte Absicht des Verfassers zu erkennen: ein Stück amerikanischer Wirklichkeit mit den Mitteln seiner Kunst zu zeichnen. Innerhalb dieser Gruppe gab die Frage nach der Nähe des Verfassers zu seinem amerikanischen Vorwurf eine Stufenfolge von Benson, der dem Stoff am fernsten stand, bis herauf zu Vachell und George.

Bei einer zweiten Gruppe stand das Amerikanische des Werkes nicht im Zentrum der Intentionen seines Verfassers. Die Stufenfolge war hier umgekehrt: bei Shaw konnte noch am ehesten von persönlicher Auseinandersetzung mit Amerikanischem die Rede sein; der Weg von ihm zu Wilde und Bennett war ein Abgleiten ins Unpersönliche.

Die erste Gruppe brachte ernstes Bemühen um klare Sicht, persönliches Bekenntnis für und wider Amerika. Hier sollte dem Leser Amerikanisches neu gewertet und neu gedeutet werden.

Die zweite Gruppe fühlte sich — wenn nicht bei Shaw, so doch bei Wilde und Bennett — durchaus mit dem Leser einig. Hier war den Urteilen über Amerikanisches keinerlei persönlicher Bekenntniswert beizumessen.

Die Werke der ersten Gruppe haben für den, der zu neuen Einsichten über Amerika und seine Menschen zu kommen sucht, ungleich schwereres Gewicht. Doch auch der Wert der zweiten ist nicht zu unterschätzen: was hier die Urteile an persönlichem Bekenntniswert verlieren, das gewinnen sie auf der andern Seite an Breite des Geltens: Wem es darum zu tun ist, „öffentliche Meinung" herauszudestillieren, der mag sich vorab an Werke wie die von Wilde und Bennett halten.

2. Kapitel:

Die Formen der Auseinandersetzung.

Der Romanschriftsteller kann in seinem Buche selbst das Wort ergreifen und seine Meinung über Amerikanisches uneingekleidet niederlegen. Darüber hinaus hat er für eine Auseinandersetzung mit Amerika besondere Möglichkeiten.

I. Das Charakterbild.

1.

Jimmy Leaf — eine der Gestalten in der Novelle: „A Day in the Life of Mankind" von W. L. George — ist seiner Nationalität nach Amerikaner. Ist er wirklich Amerikaner?

Wir treffen ihn in einer Vormittagsstunde in einem New Yorker Kontor. Aber anstatt sich mit seiner Arbeit zu befassen, schaut er zum Fenster hinaus und freut sich an dem schönen Aprilmorgen. Er sieht irgendwo tief unten eine kleine Wasserfläche, ein Stück des East River, in dem sich die Sonnenstrahlen in sieben Farben brechen; seit Monaten schon beschäftigt sich Jimmy Leaf vorwiegend mit dieser Wasserfläche. Er hat das Wasser schon tiefblau gesehen. Zuweilen war es dunkelgrün und manchmal auch schmutzig braun; doch heute ist es purpurgrau, so wie die Flügel junger Schwäne. Wir sehen: Jimmy Leaf ist Dichter. Er kann Klavier spielen; er singt sehr hübsch und dichtet Verse an seine Lola, die sie reichlich läppisch findet. Und rund um diesen bedauernswerten Jimmy hastet unermüdlich die Geschäftswelt der Millionenstadt, Menschen, die alle so ganz anders sind wie er. Jimmy muß in dieser Welt zerrieben werden. Man kann ihn im Kontor nicht brauchen; schon viermal wurde er entlassen und wir erleben nun mit ihm, wie es das fünfte Mal geschieht. (p. 1.)

Jimmy ist offenbar die ausgesprochene Antithese von dem, was sich der Verfasser als typisch amerikanisch denkt. Gerade aus der Spannung zwischen diesem Sondermenschen und der typischen Umgebung holt die Novelle ihre Wirkung *).

*) Der amerikanische Meisterdetektiv in „The Red Redmaynes" von E. Phillpotts ist national völlig indifferent: weder typischer Amerikaner, noch — wie

2.

Derselbe Tatbestand im kleinen tritt uns in dem entgegen, was wir „negative Charakterisierung" nennen wollen. Wilde stellt seinen Lesern Mrs. Otis vor und sagt aus diesem Anlaß:

> Many American ladies on leaving their native land adopt an appearance of chronic ill-health, under the impression that it is a form of European refinement, but Mrs. Otis had never fallen into this error. (p. 67)

Als zweites Beispiel dieser Form der Urteilsäußerung sei eine Stelle aus dem im zweiten Abschnitt zu besprechenden Roman von Walpole angezogen: ein Urteil über die Haltung, die Engländer im allgemeinen amerikanischen Gästen gegenüber einzunehmen pflegen. Walpole schildert die Begegnung seines Amerikaners mit dem Engländer Mr. Maradick:

> Maradick did not patronize, did not check that American spontaneity with traditional caution as so many Englishmen do ... (p. 15)

3.

Beide Erscheinungen — der ganz untypische Amerikaner Jimmy Leaf *) und der Kunstgriff der „negativen Charakterisierung" — führen auf dasselbe. Die Größe „Volkscharakter" ist eine Abstraktion. Der Romanschriftsteller kann nun keine Abstraktionen geben, er zeichnet Menschen. Und so wie die Wirklichkeit eines Volkes wenig Menschen aufweisen wird, die das sind und nur das, was dem Betrachter als der Typus dieses Volkes erscheinen mag, so sind auch die Romanamerikaner unserer Quellenwerke nicht nur Amerikaner, sondern in den meisten Fällen vorab Einzelmenschen **) mit einer ganzen Reihe

---

Jimmy Leaf — das Gegenteil davon. Die Angabe seiner amerikanischen Nationalität ist äußere Einreihung, ohne daß in der Charakterisierung von dieser Angabe irgendwelcher Gebrauch gemacht würde.

*) Vgl. auch, wie Chesterton (in „Incredulity of Father Brown") den Amerikaner Mr. Paul T. Tarrant einführt:

> He was an American type which might be more truly called an American antitype. Every nation probably has an antitype; a sort of extreme exception that proves the national rule. Americans really respect work, rather as Europeans respect war. There is a halo of heroism about it; and he who shrinks from it is less than a man. The antitype is evident through being excedingly rare. He is a dandy or dude; the wealthy waster who makes a weak villain for so many American novels. (in: „The Curse of the Golden Cross"; p. 146 f.)

**) Das ist auch der Grund, weshalb Werke wie „Abraham Lincoln" und „Robert E. Lee" von Drinkwater, die Gestalten der amerikanischen Geschichte zum Vorwurf nehmen, nur sehr bedingt zu den Quellenwerken dieser Untersuchung zu rechnen sind. Sie würden eine genaue Untersuchung darüber nötig machen, wieweit

rein individueller Züge. Man kann sogar sagen: je größer die dichterische Leistung, umso stärker ist alles Typische in individuelle Züge eingeprägt. Mrs. Palmer ist vielleicht noch reiner Typus; Mr. Palmer ist es schon nicht mehr, die Tochter beider ist es noch viel weniger. Verhältnismäßig reine Typen und nur Typen finden sich in jener zweiten Gruppe von Werken, die im ersten Kapitel herauszustellen war. Am wenigsten Typen sind die Amerikanergestalten, die uns im zweiten Abschnitt entgegentreten werden.

Immerhin: der Fall „Jimmy Leaf" steht vereinzelt. Im allgemeinen sind dem Charakterbild der Romanamerikaner Züge eingezeichnet, die der Autor als typisch amerikanisch gesehen haben will. Doch wo verläuft die Grenze? Der Dichter kann sie selbst markieren. Doch er kann es auch der Einsicht des Lesers überlassen, sie zu ziehen. Es gibt Fälle, wo die Frage nach dieser Grenze offen bleiben muß. Charles Harkness, der Amerikaner bei Walpole, gehört zu ihnen.

Das gibt dem Romanschriftsteller die Möglichkeit, dem Charakterbild seines Amerikaners Züge mitzugeben, von denen er es vielleicht nicht wagen würde, sie ohne weiteres als typisch amerikanisch zu bezeichnen, und die doch Beobachtungen in Amerika entsprungen sind. Er kann auf diese Weise Eindrücke niederlegen, die sich noch nicht zu einem: typisch amerikanisch — verdichtet haben. Er kann die Grenze zwischen typischen und individuellen Zügen verschwimmen lassen, um nicht ungerecht zu sein, oder etwa: um seine Leser in Amerika nicht zu verletzen.

4.

Die Grenzbereinigung zwischen typisch und individuell gemeinten Zügen des Charakterbildes ist nicht die einzige Aufgabe, die die Amerikanergestalt an den Leser stellen kann. Was heißt „typisch amerikanisch"?

Der Amerikaner Bicknell schreibt in seinem Aufsatz: „The Yankee in British fiction":

> Indeed, when dealing with America and the Americans, the British author is usually quite disoriented; he knows no north, no south, no east, no west; all Americans seem to look and talk alike to him. (p. 633.)

---

der Verfasser in seinen Helden Amerikanertypen sieht. Bei Drinkwater, dessen dramatisches Schaffen vor allem der Gestaltung großer Einzelpersönlichkeiten gilt, wäre das Ergebnis überwiegend negativ, so sehr das Publikum gerade „Abraham Lincoln" als eine Verbeugung vor dem Bundesgenossen Amerika betrachtet hat. Positivere Ergebnisse würde etwa Shaw's „Devil's Disciple" ergeben.

Bicknell lagen — von Kipling's „Captains Courageous" abgesehen — nur Werke der Tiefenzone vor. Für sie mochte sein Urteil gerecht gesprochen sein. Vor der Mehrzahl unserer Quellenwerke kann es nicht bestehen. In den meisten Fällen will der britische Verfasser nicht „den" Amerikaner im allgemeinen treffen, sondern einen regionalen oder soziologischen Sondertyp. Allerdings: es liegt auch hier wiederum ganz im Belieben des Verfassers, ob er selbst die Grenzen der Gültigkeit seines Bildes mehr oder weniger deutlich ziehen will. Er kann das wiederum dem Leser überlassen: er stellt ein Bild hin und überläßt es dann dem Leser, sich zu fragen, wieviel oder wie wenig amerikanische Wirklichkeit in diesem Bilde eingefangen ist.

5.

In Galsworthys Szenenfolge „The Little Man" tritt ein Amerikaner auf. Galsworthy gibt ihm keinen Namen. Er ist einfach „The American". Ist es wirklich „der" Amerikaner?

Es lohnt sich, auf diese Szenenfolge näher einzugehen. Galsworthy selbst bezeichnet sie als „Farcical Morality".

Eine Gruppe von Reisenden sitzt vor einer Bahnhofsschenke in Österreich: ein Amerikaner, mit Opernglas und Kamera bewaffnet, ein Engländer mit seiner Frau, ein Deutscher, ein junger Holländer und dann der „kleine Mann": dessen Vater war halb Engländer, halb Amerikaner, die Mutter halb Deutsche, halb Holländerin — Galsworthy hat den kleinen Mann aus jeder völkischen Gebundenheit gelöst.

Der kleine Mann ist Titelheld: er ist der einzige, der sich im Dienst am Nächsten voll bewährt. Nächster ist für diese Gruppe von Reisenden eine arme Frau mit ihrem in einen schwarzen Schal gehüllten Kind (es läßt sich kein stärkeres Symbol der alltäglichen Armut denken als dieser schwarze Schal als Hülle für das Kind!).

Der kleine Mann spielt die Hauptrolle, doch am meisten zu sagen hat — der Amerikaner. Der Amerikaner bringt die Unterhaltung in Gang. Es gelingt ihm allerdings nur zum Teil: der junge Holländer greift nur durch ein gelegentliches Grinsen ein, der Deutsche stößt seine an Nietzsche inspirierte Meinung in militärisch knappen Äußerungen aus; ganz verschlossen bleibt der Engländer; so sehr sich der Amerikaner bemüht, gerade ihn hineinzuziehen – er bleibt von Anfang bis zu Ende zugeknöpft.

Der Amerikaner ist kein Gentleman....: er bestellt sich in der Bahnhofschenke, im Freien, auf dem Bahnsteig warme

Eier. Und diese warmen Eier bleiben ihm zu lange aus. So oft der Kellner kommt, schreit ihn der Amerikaner wegen seiner warmen Eier an. Er ruft ihn dabei nicht an seinen Tisch heran, sondern donnert über die Gesellschaft hinweg. Der Kellner ist ein junger, bleicher, abgehetzter Mensch, der Mitgefühl verdient; ihn trifft ganz sicher keine Schuld, wenn die Eier noch nicht fertig sind. Doch die Geduld des Amerikaners ist zu Ende. Er bittet nicht mehr, er brüllt nur noch entrüstet: meine Eier! Und endlich reißt der Faden; er erhebt sich, zückt die Uhr und legt sie auf den Tisch:

„See here. If I don't get my eggs before this watch ticks twenty, there'll be another waiter in heaven." (p. 925)

Nun hat er endlich doch ein wenig das Gefühl, daß er sich vor den Gästen kompromittieren könnte. Er wirbt bei ihnen um Verständnis:

„I'm getting kind of mad."

Der Engländer fühlt sich veranlaßt, zwischen sich und dem Amerikaner eine Zeitungsfläche auszuspannen. Er zerreißt das Blatt und gibt einen Teil (den mit den Inseraten!) seiner Frau: auch sie soll sich in keine Unterhaltung mit dem Amerikaner ziehen lassen.

Schließlich kommen die Eier. Der Amerikaner steckt die Uhr in aller Ruhe zu sich:

„Good! I don't like trouble." (p. 926)

Der kleine Mann bestellt und spricht den Kellner mit: „Herr Ober" an. Das fällt dem Amerikaner auf. Man ist in Amerika zwar demokratisch gesinnt; aber das geht doch zu weit. Die Sache läßt dem Amerikaner keine Ruhe. Er fragt den kleinen Mann:

„I judge you go in for brotherhood?"

Der kleine Mann verneint mit einiger Verwunderung: für ihn ist Rücksicht auf den Nächsten etwas Unwillkürliches. Dem Amerikaner ist Nächstenliebe theoretisches Programm. Er teilt aus diesem Anlaß den Gästen mit, er habe sich schon viel mit Leo Tolstoi abgegeben („Grand man — grand-souled apparatus"). In Amerika, so führt der Amerikaner aus, gibt man sehr viel auf Männlichkeit; der Mann soll, wenn es sein muß, die Ellbogen brauchen. Doch daneben halten die Amerikaner auch viel von Gleichheit, Brüderlichkeit, Nächstenliebe. Der Neger wird zwar nicht mit einbezogen; aber gesellschaftliche Scheidelinien gibt es drüben nicht. Der Amerikaner möchte den kleinen Mann unbedingt zum Sprechen bringen. Ob er glaube, daß man die schwächlichen und kranken Menschen töten solle? Ob er andern helfen würde, wenn er sich dadurch selber schadet . . .? Der Deutsche tritt für das Recht

des Übermenschen ein; der kleine Mann weiß nichts zu sagen. Der Amerikaner aber spricht in immer volleren Tönen von der Menschlichkeit. Er erhebt sich, um dem kleinen Mann die Hand zu schütteln; er stellt sich (als einziger der Gruppe) vor: Eismaschinenfabrikant. Er überreicht dem kleinen Mann seine Karte. Und immer wenn der blasse Kellner unter der Tür erscheint, schreit er ihn an: der Amerikaner hat sich eine Flasche Bier bestellt und muß nun wieder warten! Dann aber fährt er fort von Menschlichkeit zu reden, von seinem Glauben an die menschliche Natur: der Mensch ein Held — es fehlt ihm oft nur die Gelegenheit, es zu zeigen. Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Die Weltverbrüderung steht vor der Tür. (Die Szene spielt im Jahre 1913!) Mit großer Geste weist der Amerikaner auf das Bündel mit dem kleinen wimmernden Kind in der schwarzen Umhüllung: wir alle — ruft der Amerikaner aus — würden unser Leben opfern, wenn es gälte, das Leben dieses Kindes zu retten.

Da kommt der Stationsbeamte und meldet, der Zug sei auf einem andern Bahnsteig eingefahren. Wilde Aufregung. Man greift schnell zu Hut und Mantel. Die alte Frau bemüht sich, mit dem Kinde und ihren beiden Reisebündeln fertig zu werden. Es gelingt ihr nicht. Verzweifelt läßt sie alles zu Boden gleiten. Sie ruft um Hilfe. Alle hören sie: doch nur der kleine Mann greift zu, bepackt sich mit dem Kind und fordert die arme Frau auf, ihm zu folgen.

Die zweite Szene: ein Abteil zweiter Klasse im fahrenden Zug. Darin die Reisegesellschaft von der Bahnhofschenke, zunächst noch ohne den kleinen Mann. Der kommt nach einigen Minuten auch hinzu und muß berichten, daß die arme Frau anscheinend nicht mehr in den Zug gekommen ist. So sitzt nun der kleine Mann, mit einem fremden Kind beladen, im Abteil, der Heiterkeit der Passagiere ausgesetzt. Man bespricht den Fall; der Amerikaner nimmt Gelegenheit, vom Edelmut den Schwachen gegenüber zu sprechen. Man untersucht das Bündel mit dem Kind und findet das Gesicht des Kleinen mit schwarzen Flecken übersät — das Kind hat Masern, oder nein (der Deutsche wirft das Wort herein): das Kind hat Typhus!

Als erster verläßt der gelegentlich grinsende Holländer das Abteil. Dann kommt der Deutsche: er hat sich zur Sicherheit vorher eine Zigarre angezündet. Kurze Pause. Dann verläßt auch der Engländer mit seiner Frau das Abteil; nicht wegen des mutmaßlich typhuskranken Kindes — was um ihn herum vorgeht, berührt dem Engländer nicht. Nein, er sagt zu seiner Frau:

„Bit stuffy for you here, dear, isn't it?" (p. 934)

Als letzter entfernt sich der Amerikaner. Er tut es mi den Worten: Nichts bewundere ich mehr als Mut. Der klein Mann ist mit dem Kind allein, er beginnt es in den Schlaf z singen. Der Amerikaner aber läßt das Fenster der Abteiltür herunter, ohne zu beachten, daß dadurch ein Durchzug entsteh und ruft gewichtig herein:

„This is the most sublime spectacle I have ever envi saged. There ought to be a record of this." (p. 934)

Und wie ihn der kleine Mann verwundert anschaut:

„You are typical, sir, of the sentiments of moder Christianity. You illustrate the deepest feelings in the hear of every man." (p. 934)

Die dritte Szene bringt das glückliche Ende. An der Zie station wird festgestellt: das Kind hat nicht Typhus, hat nicht di Masern, sondern der schwarze Schal hat abgefärbt. Und d kommt dann auch die Mutter bald und nimmt ihr Kind wiede entgegen. Nun beherrscht der Amerikaner wieder das Feld: e singt in hohen Tönen das Lied vom braven Mann. Verschüch tert steht der gefeierte kleine Mann inmitten der Reisegesel schaft. Die Gruppe wird zum lebenden Bild. Der Amerikane stürzt vor, sinkt auf die Knie und stellt die Kamera ein:

„This ought to look bully!" (p. 939)

Galsworthy's Amerikaner rückt uns nah zusammen m Hector Malone; hier wie dort herrscht unentwegte Freude a der großen Geste, an theatralischen Effekten, an rhetorische Tiraden. Hier wie dort ist die Grundtönung nicht unerfreulich die beiden Amerikaner sind von erfrischender Vitalität, beid sind auf Kontakt mit den Menschen um sich herum angewiesen Vor allem aber stimmen die Bilder in dem einen Zug zusamme (und auch Elder Daniels gesellt sich zu ihnen): Theorie un Praxis klaffen bedenklich auseinander. Ist hier eine wesen liche Erscheinung amerikanischen Lebens getroffen?

Das Buch der Dreißig (s. oben p. 22) stellt als eines seine drei Hauptergebnisse fest:

. . in almost every branch of American life there is sharp dichotomy between preaching and practice; we let no our right hand know what our left hand doeth. Curiousl enough, no one regards this and in fact no one consciousl feels this as hypocrisy — there are certain abstractions an dogmas, which are sacred to us, and if we fall short of thes external standards in our private life, that is no reason fo submitting them to fresh examination; rather are we t worship them the more vociferously to show our sense of sin Regardless, then, of the theoretical excellence or stupidit

of those standards, in actual practice the moral code resolves itself into the one cardinal heresy of being found out, with the chief sanction enforcing it, the fear of what people will say. (p. VI)

6.

Und nun die Frage: ist der Amerikaner in „The Little Man" wirklich „der" Amerikaner? Möchte Galsworthy den Amerikaner schlechthin treffen? So wenig wie er in dem schnarrenden, steifen Deutschen mit dem aufwärtsgehörnten Schnurrbart „den" Deutschen im allgemeinen treffen möchte, sondern allenfalls den Preußen, genauer: den preußischen Offizier auf Reisen.

Galsworthys heitere Satire gilt nicht dem Amerikaner im allgemeinen, sondern der viel gelästerten Unterart des Yankee. Und Galsworthy weiß sehr wohl, daß der nordamerikanische Kontinent nicht nur von Yankees bevölkert ist. Das hat er in der „Modern Comedy", der zweiten Forsytetrilogie gezeigt.

In den Kreis der Forsytes stellt er da in Francis Wilmot und seiner Schwester zwei Amerikaner aus South Carolina. Sie sind in vielem das genaue Gegenteil von dem Amerikaner in „The Little Man": sie sind bescheiden, reserviert und wortkarg; alles Lärmende und Theatralische liegt Francis Wilmot fern. Er ist durchaus Gentleman.

Galsworthy legt die geschichtlichen Voraussetzungen frei. Francis Wilmot wurzelt nicht in der bürgerlichen, industriell-kapitalistischen, protestantisch-puritanischen Kultur der Yankee-Staaten des Nordens. Er stammt aus der englischen Landaristokratie. Seine Ahnen hatten einen Herrensitz in Worcestershire. Sie waren Katholiken. Um 1700, unter William und Mary, sind die Wilmots ausgewandert, um in South Carolina, am Ufer eines einsamen Flusses, eine Baumwollpflanzung anzulegen. Die Traditionen englischer Rittergutsbesitzer brauchten sie dabei nicht aufzugeben. Der Urgroßvater stand im Unabhängigkeitskrieg treu zum englischen Königshaus. Im amerikanischen Bürgerkrieg wurde das Gut zerstört. Und wie auf England lastet nun auch auf den amerikanischen Südstaaten der Wirtschaftsdruck des industriellen Nordens. Die Erträgnisse der Baumwollpflanzung gehen immer mehr zurück: die Arbeitslöhne sind zu hoch. Und nun steht Francis Wilmot vor der Frage, ob er das Gut, wenn es sein muß mit Verlusten, weiterführen soll oder ob er es an den „Yank" verkaufen soll: er möchte aus dem Gut einen Landbesitz für sein Wochenende machen.

Mit Liebe schildert Galsworthy den Wilmot'schen Besitz.

It stood in the bend of a red river, with cotton fields around, and swampy ground where live oaks grew, melancholy, festooned with Florida moss. The old slave quarters, disused except as kennels, were still standing; the two-storied house had flights of wooden steps running up on each side, on to the wide wistaria-covered porch, and needed a coat of paint; and, within, rooms ran one into the other, hung with old portraits of dead Wilmots and De Frevilles; and darkies wandered around and talked their soft drawled speech. (p. 350 f.)

Hier atmet alles die Vornehmheit und Ruhe langer Tradition; es ist ein Stück Erde und ein Stück menschlicher Kultur, nach dem man Heimweh haben kann. (p. 356)

Aus diesem Boden, aus dieser Vergangenheit muß sich ein vom „Yankee" sehr verschiedener Menschentyp herausentwickeln.

Galsworthy schlägt zwei Wege ein, um die Verschiedenheit herauszuheben. Er bringt, erstens, die Wilmots mit Mädchen aus der Yankee-Welt zusammen (ihr Vater hat eine Villa auf Long Island, dem Reiche Mr. Palmer's). Das geschieht auf einem Ausflug, an dem sich auch der junge Jon Forsyte beteiligt — dieser stellt die Unterschiede fest. Jon ist zunächst gezwungen, mit den „Blair Girls" zu reiten. Sie bestürmen ihn mit Fragen über England, für die er keine Antwort weiß; sie sprechen über Bücher, die sie nicht gelesen haben .. „They were dying to see a real highbrow" (p. 337). Und Jon Forsyte sieht sehnsuchtsvoll hinüber zu den Wilmots, die schweigend nebeneinander reiten:

in a silence that, from a distance, seemed extremely restful.

Und damit sind die unangenehmen Erfahrungen mit den „Blair Girls" für Jon noch nicht zu Ende.

Der zweite Weg, den Galsworthy einschlägt: er bringt die Wilmots mit Engländern zusammen, die nur von „Yankees" wissen, und deren Bild vom Amerikaner sich nun nicht bewährt.

Soames Forsyte selbst wird hier bemüht. Er muß sein Urteil revidieren. Er war vor seinem Zusammentreffen mit Francis Wilmot nie in Amerika gewesen. Und doch hat er ein sehr bestimmtes Bild vom Amerikaner:

The inhabitants were human, of course, but peculiar and all alike, with more face than feature, heads fastened upright on their backs, and shoulders too square to be real. Their voices clanged in their mouths; they pronounced the

words „very" and „America" in a way that he had tried to imitate without success; their dollar was too high, and they had all motor cars; they despised Europe, came over in great quantities, and took back all they could; they talked all the time, and were not allowed to drink. (p. 380)

Und nun kommt Francis Wilmot und bestätigt dieses Bild in keinem einzigen Punkt. Da erinnert sich Soames: man hat ihm einmal gesagt, der „Southerner" sei ein Gentleman (p. 382).

Als Gentleman bewährt sich Francis Wilmot auf der ganzen Linie; und dennoch ist er Amerikaner: die Funktion, die Francis Wilmot in der zweiten Forsyte Trilogie erfüllt, ist gerade in seinem Amerikanertum begründet. Davon wird im nächsten Abschnitt noch zu reden sein.

7.

Die Scheidung zwischen Yankees aus den alten Puritanerstaaten des Nordens und den verarmten Aristokraten der Pflanzerstaaten hat sich der englischen Beurteilung Amerikas in markanter Weise eingeprägt. Diese Scheidung ist auch in Romanen der Tiefenzone durchgeführt, denen in anderen Dingen an einer Nuancierung ihres Amerikabildes weniger gelegen ist. Romane dieser Art enthalten gern Gestalten, denen die volle Sympathie des Lesers gehören soll, und denen der Verfasser zu ihrem Glück verhilft: zwei Exemplare dieser Gattung finden sich nach mannigfachen Irrungen und Wirrungen gegen Ende des Romanes. Wenn ein englischer Romanschriftsteller der Courths-Mahler-Zone Amerikaner oder Amerikanerinnen zu seinen „Helden" in diesem Sinne macht, so sind es selten ganz typische Amerikaner und Amerikanerinnen, und — soweit wir sehen — nie typische Vertreter des Yankee-typs aus den nördlichen Randstaaten. Da ist Bayard, „Er" in „The Great Moment" von Elinor Glyn: der Sohn eines „old southern gentleman" in Virginia. Da ist Sally Woodburn, „Sie" in Williamson's „Lady Betty":

> . . as for Sally Woodburn, I don't think she has a drop of snobbish blood in her veins. She's Southern — not South American, as I was stupid enough to think at first; but from some Southern State or other. (p. 11)

Da ist Miß Dearmer, „Sie" in Williamson's „Lord Loveland": sie ist aus Kentucky und wohnt dort in einem altmodischen Haus, das auch in England stehen könnte. Da ist Jim Brett Harborough, „Er" in „Lady Betty": er ist Kalifornier wie Chet Cowlard bei Vachell. Und da ist auf etwas höherer Stufe und in modernerem Geiste Mamie Durrance in Snaith's

„Time and Tide": ein Kind des Mittelwestens. Sie stammt aus Cowbarn, Iowa. Ihr Vater betreibt dort eine Schweinefarm. Sie war Tippfräulein an der Redaktion des „Cowbarn Independent". Eine kleine Erbschaft machte es ihr möglich, aus der engen Welt in Cowbarn, Iowa, hinauszudrängen. Sie versuchte zunächst in New York sich durchzusetzen, wurde dort aber als Unschuld vom Lande belacht: man gibt ihr den Rat, wieder zu ihres Vater Schweinen nach Cowbarn, Iowa, zurückzukehren. Da macht sich Mamie kurz entschlossen auf nach London. Nicht nach London, Ontario, sondern nach London, England, wo man sich über Cowbarn, Iowa, vielleicht weniger ungünstige Vorstellungen macht.

Den Typ des amerikanischen Farmers im Westen in möglichst vorteilhaftes Licht zu rücken und mit den dollarjagenden und dollarverschwendenden Yankees der industriellen Randstaaten zu kontrastieren, bemüht sich Williamson's „Lady Betty". Lady Betty Bulkely aus der englischen Hocharistokratie wird auf einer Farm im Staat Ohio eingeführt. Sie entdeckt, daß sich die amerikanischen Farmer nicht mit englischen Bauern („I mean the peasant ones, not the younger-son and poor-gentleman kind" p. 236) zusammen werfen lassen. Sie leben im Gefühl des eigenen Besitzes und stehen Engländern von Lady Bulkely's Stand viel näher als die Millionäre des Ostens, die sich so sehr um aristokratische Lebensformen und um Beziehungen zur europäischen Aristokratie bemühen. Die Farmer des Westens sind freie Menschen und fühlen niemand über sich. Sie brauchen nicht nach anderen zu schielen, weil sie sich in sich selber sicher fühlen:

„They just take themselves for granted as we do in England." (p. 237)

Ihr Tun und Lassen, ihre Sitten und Anschauungen fließen alle unwillkürlich aus ihrer Art. Es ist nichts Künstliches an ihnen. Sie spielen nicht eine Rolle, die ihnen im Grunde fremd ist, wie es die Millionäre von Newport tun. Sie sind wie die englischen Landedelleute mit einem Stück Erde verwachsen: das macht sie echt und ursprünglich.

Der Farmer des Westens ist in gewissem Sinne Gentleman:

„He's a gentleman in the way that all good people in the country round are gentlefolk, because they're self-respecting and kind-hearted and intelligent. But he comes of generations of workers. They make no pretensions to blue blood, and don't think themselves superior socially to their own farm hands — like that one over there. Nor do they consider themselves inferior to anybody . . . . They simply take it for granted that they are the equals of any other Americans,

or for the matter of that, persons of any foreign nations." (p. 235 f.)

Und schon das äußere Bild der Farm ist dem eines englischen Herrensitzes nicht unähnlich. Ein altes Backsteinhaus, seitab vom Wege. Eine prachtvolle Ahornallee führt zu der schattigen „Porch". Auf einer Seite des Hauses ist ein altmodischer, mit einer Rosenhecke eingefriedigter Garten; auf einem Kleeacker hinter dem Garten stehen die Bienenkörbe und im Hintergrund ragt ein Eichenwäldchen *).

8.

Vachell greift, wie wir gesehen haben, den besonderen Typ des Kaliforniers heraus, Maugham den Amerikaner, der ohne Erfolg Europäer werden möchte; Shaw den nur oberflächlich amerikanisierten Iren; in „Blanco Posnet" zeichnet er Pioniere der Grenze. In die Welt am Rande der Zivilisation wird uns auch Kipling führen; George wird John Hulder der Atmosphäre Bostons entwachsen lassen, Walpole wird allgemeiner einen in den puritanischen Neuengland-Staaten wurzelnden Amerikaner zeichnen: man weiß in England also recht wohl zu scheiden; das Urteil Bicknell's ist im Blick auf unsere Quellenwerke überholt.

Wie steht es mit dem Amerikanertyp, dem die berühmteste und beste literarische Verkörperung zu Teil geworden ist: Babbitt, der „hundertprozentige" Amerikaner des Mittelwestens. Vor Sinclair Lewis wurde ein Babbittroman in England nicht geschrieben, nach Lewis kann keiner mehr geschrieben werden.

Ansätze dazu sind unter unseren Quellenwerken allerdings zu finden.

Pater Brown (bei Chesterton) trifft mit zwei Amerikanern aus dem Mittelwesten zusammen, auf brodelndem kulturellem Boden: an der Nordküste Südamerikas,

> where strips of country still cling insecurely to European powers, or are continually threatening to become independent republics, under the gigantic shadow of President Monroe. (p. 3)

Dorthin, wo in das spanisch-amerikanisch-indianische Völkergemisch ein immer stärker werdender Zusatz von Nordamerikanern — amerikanisierten Engländern und Deutschen —

*) In starkem Gegensatz zu diesem vorteilhaften Bild steht (bei Snaith) die Schilderung der Schweinefarm, vier Meilen von Cowbarn, Iowa, von der Mame Durrance stammt. Ihr Vater, der hagere, harte Farmer des Mittelwestens, war ein verbitterter, erfolgloser Mann, der oft mehr Whisky trank als gut für ihn war: unglücklich in seinem Heim, unglücklich in seiner Arbeit. (p. 67)

sickert, wurde Pater Brown auf ein Mittelding zwischen Missionsstation und Pfarrstelle beordert und dort erscheint eines Tages Mr. Paul Snaith, Korrespondent der führenden Zeitung in Kansas City: er ist um einen seiner Koffer gekommen und nun geht er auf das erste beste Haus zu, das am Wege steht — es ist das Missionshaus mit Kapelle und Sakristei — und ergießt seinen Ärger über die paar Menschen, die dort gemütlich rauchend im Schatten des Vordaches sitzen. Schon deren Gelassenheit und Ruhe kommt dem Amerikaner schamlos vor in seiner „fury of efficiency". Und wie er nun auf seine ersten Fragen keine Antwort erhält, beginnt er mit nicht sehr gedämpfter Stimme eine längere Rede, in der er diesen Menschen sagt, sie seien schmutzig und faul und unwissend wie Tiere. Er schreibe es dem unheilvollen Einfluß ihrer Priester zu, wenn sie so tief und hoffnungslos gesunken sind, daß sie sich in den Schatten setzen und rauchen und nichts tun:

„And a mighty soft crowd you must be at that," he said, „to be bullied by these stuck-up josses, because they walk about in their mitres and their tiaras and their gold copes and other glad rags, looking down on everybody else like dirt . . . . I tell you that's why you're way-back in barbarism and can't read or write and —" (p. 4.)

Nun kommt Pater Brown heraus — und bald ist der Amerikaner begeistert von ihm, begeistert sogar von seinem Programm, soweit es weltlich-soziale Fragen betrifft. Er stellt sich dem Pater dafür zur Verfügung:

„. . . to act in the capacity of live wire for its communication to the world at large." (p. 8)

Er schickt seitenlange Berichte an seine Zeitung in Kansas City, die für Pater Brown die Werbetrommel schlagen. Er macht Aufnahmen, die den wehrlosen Pater bei den alltäglichsten Verrichtungen, gleichsam in Unterhosen zeigen, und diese Aufnahmen erscheinen in riesiger Aufmachung in den Sonntagsausgaben der amerikanischen Blätter. Alles was Pater Brown sagt, münzt er zu Schlagwörtern aus und immer wieder versorgt er die Welt mit einer „Botschaft" des geistlichen Herrn aus Südamerika. Und Chesterton meint dazu:

Any stock less strong and strenuosly receptive than the American race would have become very much bored with Father Brown. (p. 9)

Aber so bekommt Pater Brown Offerten für Vortragsreisen, und wie er ablehnt, steigt die Achtung der Amerikaner noch beträchtlich — und sie erhöhen das Angebot.

Noch ein zweiter Amerikaner weilt um diese Zeit in der kleinen Stadt: John Adams Race, Elektroingenieur. Er hat die

Aufgabe, die alte, unmoderne südamerikanische Stadt mit den technischen Errungenschaften der Neuzeit auszustatten . . . . Er ist ganz anders als Mr. Snaith, der amerikanische Revolverjournalist. Chesterton wiegt die Typen gegenseitig ab:

> He was a figure far less familiar in satire and international gossip than that of the American journalist. Yet, as a matter of fact, America contains a million men of the moral type of Race to one of the moral type of Snaith. (p. 13)

Das einzig Außergewöhnliche an Mr. Race ist seine außergewöhnliche Tüchtigkeit in seinem Beruf. In allem andern ist er durchschnittlich, schlicht und einfach. Er hat seine Laufbahn als Gehilfe im „drug-store" einer amerikanischen Kleinstadt des Westens begonnen und hat sich zu seiner beachtlichen Stellung heraufgearbeitet. Doch immer noch betrachtet er seine Heimatstadt als den natürlichen Mittelpunkt der bewohnbaren Erde:

> . . . he never for a moment doubted that the things „back home" were the best things in the world; his mother and the Family Bible and the quiet and quaint morality of this village. (p. 13)

Und dieser Heimatstolz ist kein leeres Prahlen:

> . . . when he said there was nothing to touch his home town, he was not boasting. He really meant that there was somewhere something plain and unpretentious and touching, which he really respected more than anything else in the world. (p. 14)

Weniger schlicht und bescheiden ist schon der Mann aus Oklahama City, der sich in einer Stadt des amerikanischen Ostens bei dem Millionär und Ölmagnaten Silas T. Vandam melden läßt und den Zweck seines Besuches so umschreibt:

> „It's a call out of the great good country out West where the real American is being made while you're all snoring. Just tell him that Art Alboin of Oklahama City has come to convert him." (p. 111)

Zu was will er den Millionär bekehren? Es handelt sich um eine Bewegung, die sich, wie Alboin erklärt, als Sturmwind im Westen erhebt und wer sich über die „Great Spirit movement" in Texas und Oklahama nicht belehren läßt, der geht an der Religion der Zukunft vorbei. Der Millionär winkt ab: er glaube nur noch an das, was er sehe. Doch Mr. Alboin klärt ihn auf:

> „No supernatural or superstitious stuff in our movement; just plain science. The only real right science is just health; and the only real right health is just breathing. Fill your lungs with the wide air of the prairie and you could

blow all your old eastern cities into the sea. You could just puff away their biggest men like thistledown. That's what we do in the new movement out home: we breathe. We don't pray; we breathe." (p. 112)

Zu was hatten die Juden die Vorstellung eines Gottes nötig? Nur, um zu erklären, wie der Atem in die Menschen kam! Und was bedeutet schließlich das Wort „spirit"? Es ist der griechische Ausdruck für Atemübungen:

Leben, Fortschritt, Offenbarung: alles ist im Grunde — Atemtechnik.

Von den Amerikanergestalten unserer Sammlung steht Mr. Cyrus P. Murdoch in Harwoods „Please Help Emily" auch ihm mißglückt der Versuch zur Unmoral — Babitt am nächsten:

At the door stands Murdoch, an American of about thirty years of age. Not a cosmopolitan American. It is his first time, not only in Europe, but outside his native town, one of the growing cities of the middlewest. He is a little stiff and punctilious, but evidently pleased with himself and his good fortune. (p. 11)

Cyrus P. Murdoch war in einem Londoner Tanzlokal und hat da ein Mädchen kennengelernt. Er begleitet sie nach Hause. Da erzählt sie ihm, ihr Vater sei zur Zeit auf einer Vortragsreise in Amerika. Sie wundert sich, daß es Leute gibt, die Geld ausgeben, um ihn reden zu hören:

„He says Americans just love being talked to."

Da bemerkt der Amerikaner steif:

„We like to improve our minds." *)

Dann bittet er um den Namen: „Professor Delmar". Murdoch hat schon viel von ihm gehört, und zwar auf dem Umweg über seine Mutter,

---

*) Zu den Vortragsreisen englischer Literaten in Amerika und ihren Erfolgen im amerikanischen Mittelwesten vgl. auch die Stelle in Chesterton's „Incredulity", zu Beginn der Erzählung „The Curse of the Golden Gross":

The next two travellers were naturally classed together, merely because they were both English lecturers returning from an American tour. One of them was described as Leonard Smyth, apparently a minor poet, but something of a mayor journalist . . . The other was a rather comic contrast, being short and broad, with a black walrus moustache, and as taciturn as the other was talkative. But as he had been both charged with robbing and praised for rescuing a Roumanian Princess threatened by a jaguar in his travelling menagerie, and had thus figured in a fashionable case, it was naturally felt that his views on God, progress, his own early life, and the future of Anglo-American relations would be of great interest and value to the inhabitants of Minneapolis and Omaha. (p. 147 f.)

Vgl. außerdem die „Massachusetts Modern Thought Society" in „Mr. Britling". Die Vortragsreise des englischen Literaten bietet übrigens oft genug die reale Erlebnisgrundlage für die Amerikanergestalt im englischen Dichterwerk.

„who is a very cultured woman and right in the intellectual movement in our city . ."

Und nun fühlt sich Murdoch peinlich berührt: in der aufreizenden „Taxiatmosphäre" —wie sich Emily ausdrückt — war ihm der englischen Begleiterin gegenüber eine Anwandlung gekommen, an die er nun mit den peinlichsten Empfindungen denkt. Er will sich vor Emily rehabilitieren:

„I don't know anything about English men. I'm an American. It was up to me to know a nice girl when I saw one. We stock up a lot on the way we treat our women. We reckon a good woman pretty high up — way up above our heads." (p. 14)

Ob ihnen da keine Mißbegriffe unterlaufen, fragt Emily. In Amerika nicht!

„There are lots of things you can give us points on, but when it comes to a question of morality — why we've got you stone cold."

II. Rede und Gegenrede.

Das Charakterbild ist nur die eine Möglichkeit. Der Verfasser dichterisch-fiktiver Werke kann auch Rede und Gegenrede seiner Gestalten zu seiner Auseinandersetzung mit Amerika verwenden.

Rede in dichterischen Werken kann eine doppelte Funktion erfüllen. Sie kann einmal stehen, um Charaktere, Situationen, Beziehungen innerhalb der Dichtung zu kennzeichnen. Sie kann zum andern der Meinungsäußerung des Verfassers dienen. Sie kann Gedanken und Beobachtungen niederlegen, die, losgelöst von ihrer Stellung in der Dichtung, von Bedeutung sind. Es erhebt sich damit immer wieder die Frage: steht der Verfasser hinter dieser oder jener Äußerung, wird hier seine Meinung vorgetragen, oder ist dies nicht der Fall?

Der Verfasser kann hier selber Klarheit schaffen. Aber er kann das auch vermeiden. Er kann die Frage, ob die Meinung seiner Romangestalten über Amerikanisches seine eigene Meinung ist, auch offen lassen; um nicht ungerecht zu sein, oder etwa auch: um seine Leser in Amerika nicht zu verletzen.

Uns sind vor allem von Bedeutung:
erstens: Urteile von Amerikanern über Amerikanisches,
zweitens: Urteile von Amerikanern über Englisches,
drittens: Urteile von Engländern über Amerikanisches,

wie sie sich aus der Berührung englischer und amerikanischer Romangestalten ergeben mögen.

Amerikaner über Amerikanisches.

1.

Mrs. Humphry Ward läßt in „Daphne" den englischen General Hobson in Washington an einer militärischen Festlichkeit teilnehmen. Ein Amerikaner hält dabei, umgeben von den Botschaftern, den militärischen Attachés aller europäischen Nationen, eine Rede, die in der Feststellung gipfelt:

„The American soldier is the superior of all other soldiers in three respects — bravery, discipline, intelligence." (p. 72)

Man kann sich die Gefühle denken, mit denen sich der alte englische General diese bescheidene Feststellung des Amerikaners anhört. Solche Äußerungen legt der englische Verfasser seinen Amerikanern immer wieder in den Mund. Cyrus P. Murdoch — um den uns zuletzt (bei Harwood) begegneten Amerikaner herauszugreifen — fordert Emily auf, doch sicher auch nach Amerika zu kommen:

„Sure-you'd have the time of your life — it's God's own country." (p. 16)

Das „bragging" der Amerikaner wird von der europäischen Amerikakritik einhellig belächelt*). Engländer berührt diese Auswirkung des amerikanischen Nationalgefühls ganz besonders fremd.

Mrs. Kemball (in „Those Delightful Americans" von Mrs. Everard Cotes) ist auf der Überfahrt nach Amerika mit einer Amerikanerin ins Gespräch gekommen. Diese sagt zu ihr:

„I think you ought to be proud of England. I suppose you are."

Die Engländerin weiß nicht, was sie dazu sagen soll und schließlich meint sie:

„Perhaps we have got used to the feeling and forget about it. As one forgets about all sorts of things." (p. 19)

Und nun sieht die Amerikanerin, daß diese unmittelbare Selbstverständlichkeit des englischen Nationalstolzes ihn darum nicht kleiner, sondern nur noch tiefer gegründet erscheinen läßt: der Engländer ist sich seiner Sache so sicher, daß er gar nicht daran denkt, sich vor anderen herausstreichen zu müssen.

*) J. G. Brooks findet in „As Others See Us" (1908), daß der Vorwurf des „bragging" der einzige Punkt ist, in dem sämtliche ausländischen Kritiker Amerikas zusammenstimmen. Brooks widmet diesem Punkt ein eigenes Kapitel.

Der Nationalstolz ist dem Engländer zur unbewußten Haltung geworden. Das amerikanische „bragging" aber erscheint eher als die andere Seite heimlicher Minderwertigkeitsgefühle.

Auch bei Vachell sind die amerikanischen Reisegenossen auf der Überfahrt überrascht, daß Lucy, die Engländerin, so wenig über England und die englischen Verhältnisse spricht (p. 48). Und Vachell gibt an anderer Stelle dieselbe Deutung; er erinnert an ein Diktum des Franzosen Max O'Rell, das den Unterschied zwischen Engländern und Franzosen auf diese Formel bringt:

> „John Bull is sure that kingdom of this world is his, and kingdom-come too. Jacques Bonhomme, poor fellow, believes much the same, but is not quite so sure about it." (p. 200)

Das ist nach Vachell auch der Unterschied zwischen John Bull und Brother Jonathan.

2.

Anerkennende Urteile von Amerikanern über Amerikanisches brauchen auch in Romanen englischer Verfasser nicht nur hohle Prahlerei zu sein. Der Verfasser kann auch hier hinter dem Urteil seines Amerikaners stehen. Es ist offensichtlich Walpole's Meinung, wenn er seinen Amerikaner den Frauen Amerikas das Zeugnis geben läßt:

> . . . they seemed to him finer women than the women of any other country, with their cheery independence, their admirable common sense, their warm hearts, their unselfishness . . (p. 11)

Daß Charles Harkneß hier nicht prahlt, hat Walpole unmißverständlich klar gemacht: gerade an dieser Stelle läßt er seinen Amerikaner bekennen, daß ihm Amerika nicht genügen kann. Daß Walpole diese Feststellung nicht durch einen europäischen Beurteiler machen läßt, mag in dem Satz begründet sein — auch er ist der Gedankenwelt des Amerikaners Harkneß eingeordnet —:

> . . he saw how little these Europeans truly knew or cared about America, how hasty their visits to her, how patronising their attitude, how weary their stale conventions against her full, bursting energy. (p. 10)

Europäische Beurteiler sind zu befangen, sie geben sich zu wenig Mühe um ein durchdringendes Verständnis amerikanischer Kultur, als daß sich ihnen der Wert der Amerikanerinnen voll erschließen könnte.

3.

Der Amerikaner Bayard Delaval sagt (in „The Great Moment" von E. Glyn) zu der Engländerin Lady Nadine Pelham:

„The worst of it is out here the chase of the Almighty Dollar is such a call, it seems to warp the souls of fellows after a while and they lose their ideals. I'd like to help in the Government. My old dad always says that our politics are too corrupt for decent people to bother with them, but that's the very reason I'd like to plunge in, to try and make them better. (p. 111)

Amerikaner kritisieren Amerikanisches im Sinne des Verfassers: die gewandteste Form, in die der englische Verfasser seine Amerikakritik gießen kann. Der kritisch eingestellte Leser wird sich zwar immer sagen können, daß die Frage, von wem in einem Dichterwerk irgendeine Mitteilung gemacht, ein Urteil gefällt wird, für oder wider deren Richtigkeit nichts zu bedeuten hat, daß es im Grunde eben nur der Verfasser ist, der spricht. Doch wer die Psychologie des Durchschnittslesers kennt, wird anders denken. Wenn ein Amerikaner Amerikanisches kritisiert, ist man am ehesten geneigt, die Kritik für berechtigt, und nicht etwa von nationalen Vorurteilen bestimmt, zu halten. Die Kritik wird überdies die amerikanischen Leser weniger verletzen.

Bayard Delaval ist Romanheld im Courths-Mahler-Sinne. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß solche amerikanische „Helden" in englischen Romanen dieser Zone fast nie ganz typische Amerikaner sind. Umso leichter kann ihnen der Verfasser seine negativen Äußerungen über Amerika anvertrauen.

Chester Cowlard (bei Vachell) ist ebenso wie Bayard Delaval aus dem Durchschnitt seiner Volksgenossen herausgehoben und dadurch zur Kritik an ihnen im Sinne des Verfassers befähigt. Eine seiner Äußerungen illustriere einen Sonderfall: Amerikaner kritisieren die Haltung ihrer Volksgenossen gegenüber England. Chester Cowlard weist auf die stärkste Quelle amerikanischer Vorurteile:

„The trouble with us begins at school, and lies in our schoolbooks. Why, it's a solid fact that I thought Dewey a bigger man than your Nelson. And, Gosh! I believed honestly that sinking those Spanish ships was a greater victory than Trafalgar." (p. 45)

David Lamont – ein anderer Romanheld aus der Feder Elinor Glyns (in „Six Days") — kritisiert allgemeiner die Einstellung des Amerikaners zum Ausland:

„Lots of us are so darned contented with ourselves we

won't take hints from what we see, and just come back with a mass of facts, and no, what the French call ‚nuances' — we have not learned the meaning of things, so to speak. Our country did not start in with the others — so has an immense advantage as it need only acquire what is best of all the old ones. We have a lot of horse sense to teach them, but they have a lot of the sense of fitness of things to teach us, and it's our attitude which prevents our learning fast enough. We get a chip on our shoulder the minute the faintest imputation of criticism comes into any remark foreigners make, whereas they are quite indifferent to anything we say to them." (p. 93)

Amerikaner über Englisches.

4.

David Lamont, der vorurteilslose Kritiker des eigenen Volkes, ist kraft seiner Sonderstellung auch berufen, seinen Volksgenossen die Augen für englisches Wesen zu öffnen.

Eine Amerikanerin kommt mit einem Engländer zusammen, mit dem David Lamont während des Krieges an der Front Freundschaft geschlossen hat. Der Engländer erzählt von seinen Kriegserlebnissen; da macht die Amerikanerin eine Beobachtung, über die sie mit David Lamont spricht:

„Don't you think English people are awfully funny. Jack got fearfully uncomfortable when I asked him what those orders were and why he had them, and he said, 'Oh! they were just what any fellow had.' I had no idea it meant he was especially brave."

David Lamont bestätigt und erweitert nun diese Beobachtung:

„Yes, they are remarkable peoble — but you've got to know them well. They hate swank, and seem quite ashamed of anything they have done that is decent!" (p. 78)

Äußerungen von Amerikanern im Sinne des Verfassers, in denen Englisches in vorteilhaftem Lichte erscheint: diese Form mag sich dem englischen Romanschriftsteller, der die Werte englischer Kultur beleuchten möchte, gerade aus dem von David Lamont festgestellten Wesenszug heraus empfehlen. Dem Urteil wird hier der Geruch des Eigenlobs genommen. Es wird so überzeugender *).

*) In „Time and Tide" von J. C. Snaith wird dies zum konstruktiven Element. Mame Durrance, die Amerikanerin aus Cowbarn, Iowa, hat in London die Neigung eines jungen englischen Lords gewonnen. Mame ist mittellos. Der

Mr. Racksole (der amerikanische Multimillionär in Bennetts „Grand Babylon Hotel") will sich in England niederlassen: es ist das einzige Land, in dem man ruhig Geld ausgeben und Geld anlegen kann. In Amerika gibt es nichts, für das es sich lohnen würde, Geld auszugeben. In Frankreich und Italien fehlt die Sicherheit. Racksole ist echter Amerikaner, wie er selbst bekennt. Doch sein Vater, der einst „bed-maker" in einem Oxforder College gewesen war und schließlich in Pittsburg zehn Millionen Dollars in Eisen gemacht hatte, war so klug, den Sohn nach Oxford zu schicken. Drei Jahre lang war Racksole dort gewesen und hatte dort mit den Söhnen des oberen englischen Mittelstandes seine Erziehung erhalten. Dort haben sich ihm die verborgenen Werte englischer Kultur erschlossen. Die Zeit in Oxford hat ihm gut getan:

„It has been worth more to me than many successful speculations. It taught me that the English language is different from and better than, the American language, and that there is something — I haven't yet found out exactly what — in English life that Americans will never get. Why," he added, „in the United States we still bribe our judges and our newspapers. And we talk of the eighteenth century as though it was the beginning of the world." (p. 48 f.)

So öffnen sich in der Berührung mit englischen Lebensformen dem Amerikaner die Augen für die Mängel amerikanischer Kultur.

Ein Sonderfall: Amerikaner kommen mit Vorurteilen nach England und finden sie durch ihre Erfahrungen nicht bestätigt. Francis Wilmot gehört zu ihnen. Er hat Mrs. Fleur Mont aufgesucht und wurde von ihr mit aller Freundlichkeit empfangen; da muß er schon bekennen:

„I thought the English were stiff; but it's wonderful the way you make me feel at home." (p. 384)

Dann macht er seine ersten Erfahrungen mit Marjorie Ferrar:

Francis Wilmot wiped his brow. An astonishing experience, another blow to his preconception of a stiff and formal race! If he had known she was the daughter of a lord he would have thought her an American. (p. 425)

Lord aber wäre auf eine reiche Heirat angewiesen, wenn er den alten Familienbesitz „Warlington Towers", irgendwo bei Shrewsbury in Shropshire gelegen halten wollte. Er ist bereit, den Besitz zu veräußern. Da führt seine Mutter, Lady Kidderminster, die junge Amerikanerin durch die weiten, stillen Räume des Schlosses mit seinen Rüstungen und Ahnenbildern und Mame ist so ergriffen von den Werten, die sie da allenthalben fühlt, daß sie, wenn auch schweren Herzens, von sich aus die Verlobung löst: der junge Lord soll eine (schon bereitstehende) amerikanische Millionenerbin heiraten und das Haus seiner Väter weiterführen.

Lady Betty (bei Williamson) wird auf der Farm in Ohio eingeführt. Dort sagt man ihr schon am ersten Tag:

„Why, you are just like an American girl, my dear, . . . not a bit stiff and English, like we supposed you would be." (p. 227)

Auch Mr. Direck wird im Hause Britling diese Erfahrung machen: es ist das sicher das geeignetste Verfahren für den englischen Romanschriftsteller, amerikanischen Vorurteilen gegenüber Englischem das Wasser abzugraben.

5.

Amerikaner äußern sich ungünstig über Englisches. Ein erster Fall: die Äußerung ist nicht im Sinne des Verfassers; er gibt ihr von vornherein die Signatur des Vorurteils, enthüllt sie in ihrer Fadenscheinigkeit; so ist sie ihm ein Mittel, amerikanische Vorurteile gegenüber Englischem wirkungsvoll zurückzuweisen.

Mame Durrance, die Amerikanerin aus dem Mittelwesten (in „Time and Tide" von J. C. Snaith) bringt gewisse Vorurteile über England nach London mit. Sie stammen aus humoristischen Beiträgen in amerikanischen Magazinen, deren Verfasser in der Regel irische Namen tragen:

The British if not given to mirth themselves were yet the cause of mirth in others. An obvious back number, the land of George Washington's forebears was a mass of weary pomposities; it took itself so seriously that it couldn't raise a smile to save its soul. (p. 14 f.)

Auch für Tante Sophie auf dem kalifornischen Viehhof der Cowlards (bei Vachell) ist die Humorlosigkeit der Engländer eine ausgemachte Sache. Ihre Überzeugung wird erst erschüttert, wie man sie daran erinnert, daß Charles Dickens Engländer war, und vollends, wie man ihr sagt, daß die Engländer Mark Twain lesen und Gefallen an ihm finden (p. 69).

Die Abneigung der alten Dame gegenüber allem betont Englischen klammert sich im übrigen vor allem an die sprachlichen Verschiedenheiten. Entrüstet fragt sie Lucy:

„How do you get ‚clark' out of ‚clerk'?" (p. 69)

Dann kommt sie Lucy mit dem Vorwurf, sie spreche ihre „aitches" nicht. Lucy wehrt sich. Doch Tante Sophie bringt Belege: Lucy spreche das h in „when" und „where" und „which" nicht aus; sie spreche es nicht aus in „humour". Lucy wendet ein, daß hier das h auch nicht gesprochen werden müsse. Doch Tante Sophie läßt sich von dieser Wahrheit erst

durch Webster überzeugen, der letzten Autorität im amerikan schen Westen (p. 69).

Noch leichter als Tante Sophie macht es sich der ka fornische Zuckermagnat Adolph Hostetter, den Lucy auf d Überfahrt nach Amerika kennenlernt.. Er faßt sein Urteil üb die Engländer zusammen in dem monumentalen Satz:

„Englishmen are too English for me." (p. 44)

Ob er viele Engländer kenne, fragt ihn Lucy. Mr. Hoste ter muß verneinen. Er verweist auf die „remittance men englische Einwanderer, die von den Zuschüssen von zu Hau leben und an der pazifischen Küste Amerikas reichlich zu fi den sind. Mr. Hostetter hat für sie den verächtlichen Spezia terminus: „beach-combers". Lucy gibt sich Mühe, eine Lan zu brechen für die Engländer, die der Zuckermagnat noc nicht getroffen hat. Sie spricht zu ihm von ihrem Oheim u dessen Wirken als Besitzer eines alten Herrensitzes. Doch a den Amerikaner macht das wenig Eindruck. Immer unverhü ter zeigt sich seine Abneigung gegen England und seine Ei richtungen. Und Lucy erkennt, daß seine Stimme nur ein Ec ist von dem, was wohl Millionen seiner Landsleute über En land denken (p. 45).

Konkreter sind die Vorwürfe des „dissenting parso eines Congregationalisten, den Lady Betty (bei Williamson) a der Farm in Ohio trifft. Für ihn ist England das unmoralischs und dekadenteste Land der Erde (p. 258). Unmoralisch z. deshalb, weil die englischen Geistlichen ihre Stellen im P tronat bekommen, ohne Rücksicht auf ihre seelsorgerlich Qualitäten. Sie mögen äußerlich Gentlemen sein: im Grun sind sie „puppets" und „sycophants". Seine Gemeinschaft h dem amerikanischen Pfarrer und seiner Gattin ein zeh wöchige Freifahrt nach England angeboten, er hat sie aber a geschlagen; denn er will sich seine letzten Illusionen üb England nicht zerstören lassen:

„It would depress me to visit a country which is goi down hill as Britain is — morally, financially, and intellect ally. Trade is leaving her, and coming to us. We are getting h shipping, we are taking away her steel and iron market f all the world, and she deserves to have lost what she losing. Still, London must be a sad sight to those who ha eyes to see, and —" (p. 259)

Lady Betty kann darauf nur sagen:

„I don't think you'd find that grass has begun to gr in Bond Street yet." (p. 259)

6.

Amerikaner kritisieren Englisches im Sinne des Verfassers.

Charles Harkneß (der Amerikaner bei Hugh Walpole) steht auf dem Bahnsteig einer kleinen englischen Station, nur noch drei Meilen von Treliß, dem Reiseziel, entfernt. Da stehen noch einige Engländer, die auch auf den Zug nach Treliß warten:

> He resented these especially because they were grand and elegant, two men, long, thin, in baggy knickerbockers, carrying themselves as though all the world belonged to them with that indifferent assurance that only Englishmen have. (p. 27)

Und der Amerikaner entschließt sich, nicht mit diesen Engländern zusammen zu fahren, sondern zu Fuß nach Treliß zu wandern.

An anderer Stelle berichtet Walpole von seinem Amerikaner:

> Englishmen often shocked him by their casual inattention, especially to ladies. (p. 20)

Harmlos hingeworfene Beobachtungen amerikanischer Gäste kann der Verfasser zum harten Urteil gegen England formen. Francis Wilmot fährt im Omnibus von Liverpool nach London und sieht dabei ein gutes Stück englischen Landes: nirgends bebautes Land, überall nur Grasflächen und dann und wann ein paar weidende Schafe; nirgends sieht er Menschen bei der Arbeit. Er fragt nun im Hause Fleurs, ob die Engländer eigentlich alle in Städten leben? Von wenigen, geringfügigen Ausnahmen abgesehen, gibt ihm Michael Mont zur Antwort und erzählt ihm, daß man während des Krieges in England anfing, wieder Weizen zu bauen; aber daß dies seither alles wieder aufgegeben wurde: es stehe nun sogar noch schlechter damit als vor dem Krieg.

Francis Wilmot hat mit seiner Beobachtung an die wundeste Stelle des modernen England gerührt. —

Auch hier der Sonderfall: Amerikaner kritisieren im Sinne des Verfassers die englische Einstellung zu Amerika.

Charles Harkneß sagt im Walpole'schen Roman zu englischen Freunden:

> „You think Americans always say 'I guess', don't you? The English books always make them. But don't believe it. We only do it to please the English. They like it. It satisfies their vanity." (p. 200)

Daphne, die Amerikanerin bei Mrs. Humphry Ward, macht sich Gedanken über den jungen englischen Aristokraten, mit dem sie auf Mount Vernon zusammentraf:

. . he was travelling, no doubt, in the lordly English way, to get a little knowledge of the barbarians outside, before he settled down to his own kingdom, and the ways thereof. (p. 31)

Mr. Paul Townsend (bei Vachell), der kosmopolitische Neuengländer aus einer „Knickerbocker family", der in Eton aufgewachsen ist, spricht von den Hindernissen einer Verständigung zwischen Engländern und Amerikanern. Als eines der ernstest zu nehmenden erscheint ihm die „überlegene" Art, mit der die Engländer Amerika bereisen und durch ihr Absprechen von oben herab die öffentliche Meinung gegen sich verbittern:

„You are so sure that all your ways are the right ways. The Mayfair standard —! Mrs. Grundy —! The social fetishes. England regards herself as the Mother country. What rot! Very few of us are really her children. The others come from countries that hate England far more than we do." (p. 96)

Selbst Lucy Cowlard, die Kalifornierin geworden, innerlich aber Engländerin geblieben ist, hat unter dieser englischen Haltung zu leiden. Sie führt ihre Kinder bei ihren englischen Verwandten ein; da sagt man ihr:

„Your boy and girl are astonishingly presentable."

Lucy ist verletzt:

„This was an instance of that condescension upon which James Russell Lowell wrote an admirable essay. Presentable? For an instant she became a dyed-in-the-wool Californian. With difficulty she resisted to retort: „Why shouldn't they be?" (p. 243)

Lucy's Mutter sagt über ihren Enkel:

„Perry is not so American as I expected him to be. He has good manners."

Da bekennt sich Lucy zu den Amerikanern:

„You can take it from me, darling, that American men have better manners than the Englishmen . . . . they are more considerate and less selfish." (p. 162)

Mrs. Paul Townsend gibt ein Beispiel für eine Äußerung, die, vom Sprechenden ungewollt, zum Urteil gegen die englische Haltung wird. Townsend hat die Tochter eines kalifornischen „self-made man" geheiratet. Er wollte mit ihr in der ihm vertrauten Sphäre des amerikanischen Ostens leben; aber der „Townsend clan" verschloß sich der Tochter des kalifornischen

Parvenu. In England dagegen rechnet Mrs. Townsend mit gesellschaftlichen Erfolgen; denn:

„All Americans are much the same to you English people." (p. 187)

Engländer über Amerikanisches.

Der Engländer, den die Berührung mit einem Amerikaner im Roman zu Äußerungen über Amerikanisches veranlaßt, kann ganz im Sinne des Verfassers sprechen: das ist für den englischen Romanschriftsteller die nächstliegende Form, wenn es anzudeuten gilt, was vom spezifisch englischen Empfinden aus zu diesem oder jenem Zug der kulturellen Welt Amerikas zu sagen wäre. Für unsere Zwecke sind solche Äußerungen von umso größerem Interesse, je weniger dem Verfasser daran liegt, seine eigene Meinung darzulegen, je mehr es ihm darum zu tun ist, in der Äußerung seines Engländers eine typisch englische Haltung zu erfassen, wobei er sich vom Sprechenden mehr oder weniger distanziert *). Eine Auswahl solcher Fälle sei hier eingeflochten.

7.

Die New Yorker Millionärin (in Davies' „Lady Epping"), Miß Vanderhide, will nach Amerika zurück, da der englische Lord, den Lady Epping für sie bestimmt hat, sich zu wenig um sie kümmert. Miß Vanderhide spricht von ihrem Patriotismus; der bestimmte sie, nach Hause zu fahren und einen Amerikaner zu heiraten. Lady Epping fragt sie da erstaunt:

„How can you feel patriotic about a great big country like that?" (p. 178)

Schon vorher hat ihr Lady Epping ihre Meinung über New York gesagt:

„You have very good hotels in New York, and you have your tall sky-scraper buildings, and your telephones are much better than ours. But that's all — you have nothing else." (p. 163)

*) In reizender Weise hat z. B. Mrs. Cotes (in „Those Delightful Americans") geschieden zwischen Mrs. Carrie Kemball, die, unvoreingenommen, ganz im Sinn der Verfasserin Amerika auf sich wirken läßt, und ihrem Gatten, Mr. Kay Kemball, der als Stockengländer sich sein Interesse an Amerika nicht eingestehen will, der es nicht fertig bringt, Amerikaner um Auskunft zu bitten:

His aversion to asking questions only extended to Americans, by whom, for some reason, he could not bear to be told anything. (p. 28)

Mame Durrance aus Cowbarn, Iowa, (bei Snaith) sucht ein Zimmer in London. Nach einem ersten Mißerfolg versucht sie es mit der Pension Toogood. Sie ist erstaunt über die reservierte Würde und die steife Höflichkeit, mit der ihr Mrs. Toogood entgegentritt, und weiß nicht, wie sie sich diese Haltung erklären soll.

„From the chill mountain height of her disdain the landlady gave Mame a once-over." (p. 25)

Mrs. Toogood hat die Ausländerin gewittert. Und von Ausländern, „aliens", weiß man nie, ob sie bezahlen. Mame muß bekennen, daß sie von New York kommt. New York? Mrs. Toogood ist noch um einen Grad reservierter:

„That would be America, would it not?" (p. 26)

Mame kann nicht umhin, auch das zuzugeben. Mrs. Toogood weiß über Amerika Bescheid. Denn jeden Sonnabend nachmittag geht sie mit ihren beiden, neun Jahre alten Zwillingssöhnen in die „movies": im Britannia Picture Palace am Euston Road ist Mrs. Toogood's Amerikabild Zug um Zug entstanden:

„America was not quite whate she gave herself out to be. God's Own Country was a truly wicked place. The crook, the vamp, the dope-fiend, the cattle-rustler, the bootlegger, the forger, the slick duck, the run-amok quick shooter, the holder-up of mails, was as thick on the floor of those United States as the white and yellow crocus in a Thames meadow in the middle of February. And as London is to the virtuous island of Britain, so is New York to the infamous land of the free." (p. 27)

Snaith gibt dazu seinen Kommentar. Die Engländer sind ein moralisches Volk. Sie glauben ehrlich, daß es in England in Dingen der Moral weit besser steht als sonstwo in der Welt. Und die amererikanischen Filme sind in England so beliebt, weil sie diese Überzeugung bestätigen:

They exhibit Cousin Yank in the buff . And even if the sight embarasses the pious cheek of Euston Road, N. W., it is pleasant sometimes to spare a blush for one's rich relations. (p. 27)

Man versteht, daß Mamie Durrance unter diesen Umständen von Mrs. Toogood nur eine sonst schwer vermietbare Dachkammer bekommt.

Auch Hector Malone, der Amerikaner in „Man and Superman" hat, wie Shaw in seiner Bühnenanweisung feststellt, das Pech, Amerikaner zu sein. Aber offensichtlich schämt er sich seines Amerikanertums in keiner Weise:

This makes English people of fashion think well of him, as of a young fellow who is manly enough to confess to an obvious disadvantage without any attempt to conceal or extenuate it. They feel that he ought not to be made to suffer for what is clearly not his fault, and make a point of being specially kind to him. (p. 61)

Eine Illustration gerade für diese Haltung bietet Mrs. Humphry Ward. Roger Barnes, in Eton und Oxford erzogen, hat die amerikanische Millionenerbin Daphne Floyd zu seiner Frau und zur Gebieterin auf Heston Park gemacht. Der Geistliche der benachbarten Stadt, Archdeacon Mountford, kommt, um seine Aufwartung zu machen.

For him Mrs. Barnes was just a „foreigner", imported from some unknown and, of course, inferior milieu, one who had never been „a happy English child", and must therefore be treated with indulgence. (p. 114)

Der Geistliche hält es so für ein Gebot der christlichen Nächstenliebe, mit der jungen Amerikanerin freundlich über Amerika zu sprechen. Um ihr Mut zu machen, erzählt er ihr, daß sich auch ein Seitenzweig seiner eigenen Familie vor etwa hundert Jahren in Amerika niedergelassen hat. Die Hauptlinie des Hauses, zu der er, der Archdeacon, gehört, ist natürlich in England geblieben. Er weiß noch mehr zu trösten:

It was, he said, his strong opinion that American women were very ‚bright'. For himself he could not say that he even disliked the accent, it was so ‚quaint'. (p. 114)

So ist das Unglück Amerikaner zu sein, im Grunde vielleicht doch nicht gar so groß.

8.

Erträglicher noch als die Haltung des geistlichen Würdenträgers mag für Amerikaner, die in Berührung mit Engländern kommen, der offene Amerikahaß des Stockkonservativen sein, den Mrs. Ward in General Hobson zeichnet.

Der alte General ist zu sehr Gentleman, als daß er Amerikanern gegenüber seiner Gesinnung Ausdruck verleihen würde. Doch auch einer Amerikanerin, die ihn während seiner Amerikareise beobachtet, bleibt diese Gesinnung unverborgen: General Hobson haßt Amerika aus tiefster Seele.

„He thinks we are a horrid, noisy, vulgar people, with most unpleasant voices, and he thanks God for the Atlantic and hopes he may never see us again." (p. 21)

Zu seinem Neffen Roger Barnes, der sich mit den Amerikanern gut verträgt, spricht sich Hobson offen aus:

„I'm too old-fashioned for America. The sooner I clear out the better. Their newspapers make me sick; I hate the hotels — I hate the cooking; and there isn't a nation in Europe I don't feel myself more at home with." (p. 45)

Zum ersten Mal nach zwanzig Jahren ist General Hobson wieder in Amerika. Beunruhigt nimmt er die Kräfte wahr, die die junge amerikanische Nation durchpulsen, sein englisches Fühlen ist durch die ungeheure Machtstellung betroffen, die Amerika in der Zwischenzeit bezogen hat. Mrs. Ward legt die Wurzeln seines Hasses bis in die Tiefe frei:

He was up in arms for the Old World, wondering sorely and secretly what the New might do with her in the times to come, and foreseeing an ever-increasing deluge of unlovely things — ideals, principles, manners — flowing from this western civilisation, under which his own gods were already half buried, and would soon be hidden beyond recovery. (p. 15 f.)

So wird dem alten englischen General alles in Amerika zum Ärgernis. Sogar das Klima regt ihn auf:

„The climate's always in extremes — like the people." (p. 8)

Er hört eine Amerikanerin sagen, George Washington habe die Amerikaner zur Nation gemacht. Da bemerkt er giftig zu seinem Begleiter:

„Much good it did to them to be „made a nation!" Look at their press - look at their corruption — their divorce scandals!" (p. 14)

Hobson trifft eine Gruppe junger amerikanischer Lehrerinnen, auf nationaler Pilgerfahrt nach Mount Vernon, dem Sterbehaus George Washington's, begriffen.

„Going to learn more lies about us, I suppose, that they may teach them to school-children? I was turning over some of their school-books in a shop yesterday. Perfectly abominable! It's monstruous what they teach the children here about what they're pleased to call their War of Independence." (p. 9)

Und wie stellt sich dem englischen Tory dieser „Unabhängigkeitskrieg" dar?

„All that we did was to ask them to pay something for their own protection. What did it matter to us whether they

were mopped up by the Indians, or the French, or not? ‚But if you want us to go to all the expense and trouble of protecting you, and putting down those fellows, why, hang it,' we said, ‚you must pay some of the bill!' That was all English ministers asked them and perfectly right too." (p. 9)

Und wie steht es mit den großen Männern, die die amerikanische Nation hervorgebracht hat?

„And as for the men they make such a fuss about, Samuel Adams, and John Adams, and Franklin, and all the rest of the crew, I tell you, the stuff they teach American school-children about them is a poisoning of the wells! Franklin was a man of profligate life, whom I would never have admitted inside my doors! And for the Adamses — intriguers — canting fellows! — both of them." (p. 9)

Und George Washington?

„What George Washington might have been if he had held a straight course I am not prepared to say. As it is, I don't hesitate for a moment! George Washington was nothing more nor less than a rebel — a damned rebel! And what Englishmen mean by joining in the worship of him I've never been able to understand." (p. 10)

So geht der greise englische General wortlos durch das friedvolle Haus auf Mount Vernon. Hier also hat ein Mann gelebt, der Großbritannien einen halben Erdteil entriß! Der englische Tory verliert kein bewunderndes Wort. Und doch berührt ihn dieses Haus nicht fremd. Es ist das Haus eines Soldaten und eines Gentleman; altenglische Traditionen, englischer Geschmack und englische Sitten sind hier lebendig. Hier ist Einfachheit und nur mäßiger Reichtum („no modern blatancy, no Yankee smartness anywhere"); hier ist Kultur, hier ist Landbesitz; die Familienkutsche und der sonntägliche Kirchgang gehören zu dem Bild Mount Vernon's: das alles ist dem Engländer vertraut; nur die Sklaven muten ihn fremd an in diesem Bild bester amerikanischer Vergangenheit (p. 28 f.).

Doch Hobson bleibt fest: kein Engländer hat ein Recht von George Washington anderes zu denken, als daß er ein Verräter war an König und Vaterland (p. 30).

Dann ist General Hobson bei einem Empfang im Weißen Haus zugegen: so schwer es ihm auch wird, der greise Tory muß sich eingestehen, daß die Männer der amerikanischen Politik besser sind, als er von ihnen dachte. Die amerikanische Presse hat seine Erwartungen bestätigt und noch nach unten übertroffen; doch hier im weißen Haus muß Hobson seine Meinung zum besseren korrigieren:

. . the general saw as clearly as anybody else, that America need make no excuses for her best men, that she has evolved the leaders she wants, and Europe has nothing to teach them. (p. 72)

General Hobson ist von Mrs. Humphry Ward als typischer Vertreter der älteren Generation gezeichnet. Sein Neffe Roger Barnes ist als Vertreter der jüngeren Generation in markanten Gegensatz zu ihm gestellt. Er sagt von den Amerikanern:

„I get on with them capitally. They're a magnificent people." (p. 45)

Die jüngere Generation hat zu der Zeit, das Mrs. Humphry Ward ihre „Daphne" schrieb — das Buch erschien im Jahre 1909 — den durchgängigen Amerikahaß des verbohrten Tory als unmodern empfunden.

Noch deutlicher tritt dies zutage bei Vachell in seinem Roman aus dem Jahre 1927. Hier ist der hochbetagte Oberst Pierrepoint der unentwegte Hasser alles Amerikanischen. Er ist fast achtzig Jahre alt und sitzt den ganzen Tag im Lehnstuhl; täglich liest er sein Kapitel in der Bibel; meist nickt er darüber ein und wenn er wieder aufwacht, hat er längst vergessen, daß er sein Kapitel schon gelesen hat: er läßt sich seine Bibel von neuem reichen. Eines Tages wird Mr. Cowlard aus Kalifornien angekündigt. Der Alte stößt heraus:

„I don't want to see him. I — I won't see him. He's an American. I don't like Americans." (p. 13 f.)

Doch ein paar Sekunden später hat der greise Oberst schon vergessen, daß Mr. Cowlard Amerikaner ist: er begrüßt ihn mit ausgesuchter Höflichkeit und bittet ihn sogar, zum Mittagsimbiß dazubleiben. Die Enkelin des alten Soldaten aber hat sich in diesen Tagen entschieden, Chester Cowlard's Frau zu werden.

Der Amerikahaß eines General Hobson erscheint in England heute als Überrest einer versunkenen Zeit. Doch grade Vachell weiß, wie wir gesehen haben, daß sich damit die Kluft zwischen hüben und drüben noch nicht geschlossen hat.

Charles Harkneß, der Amerikaner bei Hugh Walpole, trifft mit Englands guter alter Zeit zusammen im Zug, der ihn zu einem kleinen, seitab vom Wege liegenden, alten Städtchen Cornwalls führen soll. Ein alter, dünner, peinlich sauber gekleideter Mann sitzt ihm da gegenüber, mit großen, abgetragenen Schuhen, einem flügellahmen Gartenstrohhut und verknorpelten Händen (p. 5). Die beiden kommen ins Gespräch. Schonheit, knurrt der Alte, was kümmert ihr Touristen euch

um die Schönheit dieses Landes, mit euren „char-a-bangs", mit dem Kindergeschrei und euren Orangenschalen! Und dann die Amerikaner! Wenn es nach dem Alten ginge, müßten sie alle eine Steuer bezahlen, so wie sie das Land verhunzen (p. 6). Dann nickt der Alte mit dem Gartenstrohhut ein.

Nach einer Weile fährt er unvermittelt auf:

„And when you come to this Prohibition question, the Americans have simply become a laughing stock." (p. 11)

Der Amerikaner aber vertieft sich in seinen Band Browningscher Gedichte, um die Stimme aus Englands guter alter Zeit zum Schweigen zu bringen. Doch ohne dauernden Erfolg. Der Alte fängt wieder an und spricht davon, daß Städte Seelen haben wie die Menschen, die einen mehr, die andern weniger:

„However, Americans are the last to understand these things. I am wasting my breath talking." (p. 25)

Und Englands gute alte Zeit verstummt.

9.

Englische Abneigung gegen alles Amerikanische braucht sich nicht in programmatischen Erklärungen, wie sie General Hobson gibt, bekunden. Sie kann sich auch in kleinen, unscheinbaren Zügen äußern. So wenn Lord Dorrington (bei Vachell p. 161) dagegen protestiert, daß die „Mühle" von Rembrandt gerade an einen Amerikaner verkauft wird, oder wenn ihm die Art des Amerikaners, seine Eier zu essen, auf die Nerven geht:

„Why can't he eat an egg as we do?" (p. 34)

Oder wenn es ihn irritiert, daß der Amerikaner Cowlard englische Namen wie Marlborough und Winchester falsch ausspricht (p. 34) — wieviel Ärgernis gerade die sprachlichen Eigenheiten hüben und drüben veranlassen können, ist aus dem oben angeführten Gespräch zwischen Tante Sophie und Lucy auf der Cowlard Farm ersichtlich. Oder schließlich, wenn sich Lucy ärgert, wie eine Amerikanerin zu ihr sagt:

„I do just love your English accent." (p. 48)

Wobei nicht einzusehen ist, warum es nur einen „American accent", und nicht auch einen „English accent" geben soll; außer Amerika wäre eben doch nur eine kulturelle Dépendance: ganz unbewußt und insgeheim scheint Lucy Cowlard dies vorauszusetzen.

Galsworthy ist der unbestrittene Meister, wo es gilt, für irgendeine Haltung unscheinbare und doch treffende, absolut

überzeugende Symbole zu finden. Der namenlose Engländer in „The Little Man", der sich unter keinen Umständen von seinem amerikanischen Reisegenossen in ein Gespräch verwickeln läßt und dessen Versuchen gegenüber stumm bleibt bis zur Grobheit, ist uns an anderer Stelle schon begegnet. Hier seien aus der „Modern Comedy" noch einige unscheinbare Züge gesammelt, die typisch englische Haltung zu Amerikanischem konkretisieren.

(1) Die junge amerikanische Gattin Jon Forsyte's wird erwartet. June Forsyte gibt der Hoffnung Ausdruck, daß sie sich mit ihr vertragen werde, und macht die allgemeine Feststellung:

„As a rule, I like all foreigners except the Americans and the French, I mean — with exceptions of course." (p. 885)

(2) Jon Forsyte weilt in Amerika. Er wird gefragt, wie ihm Amerika gefalle, und gibt zur Antwort:

„Very much. I get homesick sometimes." (p. 340)

(3) Jon Forsyte ist wieder in England! Bei seiner Landung in Newhaven faßt es ihn mit eigenartiger Gewalt. England! Die herrlichen Kreideklippen, das wundervolle Grün der Wiesen, die stillen Dörfer, die alten Brücken, die weidenden Schafe und die kleinen Buchenwäldchen — – und Kuckuckruf . .: sechs Jahre lang hat Jon ihn nicht gehört! Sechs Jahre in Amerika! Und nun steht er am Fenster und schaut hinaus in den Garten, in dem die Obstbäume in voller Blüte stehen: nichts ist hier geometrisch ausgesteckt, wie es die Pfirsichpflanzung in North Carolina gewesen war. Das ist die Schönheit Englands: nichts darin ist geplant. Wie herrlich das Meer von Apfelblüten! Und Kuckuckruf: schon er allein hätte die Reise in die Heimat gelohnt (pp. 724, 726).

Wie ihm England gefalle, fragt Fleur.

„Topping, can't leave it again." (p. 776)

(4) Val Dartie sagt zur Heimkehr Jon's:

„Good job Jon had given up America; if he must farm out of England, why not South Africa, under the poor old English flag . ." (p. 727)

(5) Und das ist der Amerika erledigende Teil in Val Darties erster Unterhaltung mit dem heimgekehrten Jon:

How had Jon liked the Yanks? Had he seen ‚Man of War'? No? Good Lord! The thing best worth seeing in America! Was the grass in Kentucky really blue? Only from the distance? Oh! What were they going to abolish over

there next? Wasn't there a place down South where you were only allowed to cohabit under the eyes of the town watch? (p. 727)

Schon die indirekte Form der uninteressierten, müden Frage, in der Galsworthy diese Unterhaltung registriert, gibt wieder, wie wenig Neues und Wissenswertes der Engländer von einem zu hören erwartet, der sechs Jahre lang in Amerika gelebt hat; und vollends die Auswahl der Punkte, nach denen sich Val Dartie erkundigt!

Val Dartie hat auch festgestellt, daß Jon nichts Amerikanisches angenommen habe. Jon freut sich darüber:

He had liked the Americans, but he was glad Val had said there was nothing American about him. (p. 729)

(6) Francis Wilmot, der junge Amerikaner, ist in London von entfernten englischen Verwandten zu Tisch geladen. Der Hausherr unterhält sich mit ihm:

„Is there any particular thing you want to see over here, Mr. Wilmot?" said Michael. „There's nothing very un-American left." (p. 381)

(7) Bei einem Gesellschaftsabend im Salon Fleur Mont's hat Marjorie Ferrar die Herrin des Hauses vor einem Kreis von Gästen als „a born little snob" bezeichnet. Der alte Soames hat das mit angehört: der Gesellschaftsskandal ist da! Soames braucht Zeugen. Da war ja auch der junge Amerikaner, Francis Wilmot:

That young chap must have overheard something; but he shouldn't allude to the matter with him; not dignified. (p 400)

Beim Frühstück am andern Morgen, bei dem der Amerikaner zugegen ist, wird von dem Vorfall nicht gesprochen; Soames wundert sich nicht darüber:

„General reticence at breakfast concerning the incident of the night before, made little impression on Soames, because the young American was present, before whom naturally one would not discuss it . . . (p. 406)

Soames spricht mit Michael über den Fall:

„That young American," said Soames; „what do you suppose made him put his oar in?"

„I don't know, sir; and I don't like to ask."

„Exactly," said Soames, glumly. There was, indeed, something repulsive to him in treating with an American over a matter of personal dignity. (p. 413)

Ob die Amerikaner das Wort „snob" auch gebrauchen? Michael weiß es nicht; aber in Amerika wird „lion-hunting" als Zeichen von Idealismus gewertet.

(8) Francis Wilmot bemüht sich zusammen mit dem Parlamentsmitglied Sir Alexander Mac Gown um die Gunst von Marjorie Ferrar. Es kommt zu einer Auseinandersetzung zwischen beiden; der Engländer sagt dabei:

„If you hadn't been an American, I should have warned you to keep clear a long time ago." (p. 545)

Noch gröber zeigt sich hier, wie stark im Engländer das Gefühl ist, daß er sich gerade Amerikanern gegenüber nichts vergeben darf. Es wäre unwürdig, einen Amerikaner, wo es die Gunst eines englischen Mädchens gilt, als ernst zu nehmenden Konkurrenten zu betrachten.

(9) Soames Forsyte in Amerika! In anderem Zusammenhang haben wir die Stelle eingeflochten, die die Vorstellungen des alten Soames, des Spätviktorianers der oberen Mittelklassen, über Amerika und die Amerikaner vor seiner Amerikareise verzeichnet. Und nun sieht Soames Amerika mit eigenen Augen. Galsworthy führt ihn, wie Mrs. Ward ihren General Hobson, nach Washington und auf Mount Vernon. Washington macht auf Soames einen günstigen Eindruck: es ist stiller als New York, Soames sieht eine Menge Häuser, in denen sichs, von außen zu urteilen, wohnen läßt. Eines nur trübt den Eindruck:

„Of course the place was full of Americans, but that was unavoidable." (p. 686 f.)

Für das niedere, stille Haus auf Mount Vernon hat Soames sogar ehrliche Begeisterung: wenn die Touristen nicht wären, könnte es fast englisch sein in seiner stillen Würde. Soames hat auf seiner Reise nichts getroffen, was ihn so heimatlich vertraut angemutet hätte wie das Haus George Washington's. Es könnte im Richmond Park stehen. Und Soames will es nie vergessen:

America had not all been run up yesterday! . . . Really! They had done it extraordinarily well. Nothing but the good old stuff, from a century and a half ago, reminding Soames of half hours spent in the antique shops of Taunton and Tunbridge Wells. (p. 693)

Und doch — auch hier auf Mount Vernon kommt Soames nicht über das Gefühl hinweg, das ihn in Amerika (auch in Kanada!) nie verließ:

. . . that they were trying to fill the country and not succeeding — such a terrific lot of space and apparently no time. (p. 693)

Soames muß zugeben, daß Amerika eine Zeitlang anregend, belebend auf ihn wirkte; er fand die Amerikaner gastfrei und aufgeschlossen — aber dauernd leben könnte er dort nicht. Vor allem - der Gedanke kommt ihm unvermittelt — könnte Irene nicht dort leben.

„There never was any one more private." (p. 690)

Und das wird die entscheidende Linie im Soames'schen Amerikabild:

Nothing in America had struck Soames so much as the lack of privacy. (p. 688)

Dieser Mangel geht durch alles hindurch, er macht sich bis ins kleinste fühlbar:

The houses, too, were not divided from each other, nor even from the roads . In the hotels the rooms all ran into each other, and as likely as not there'd be a drove of bankers in the hall. Dinner too — nothing private about that; even if you went out to dinner, it was always the same: lobster-cocktails, shad, turkey, asparagus, salad, and icecream; very good dishes, no doubt, and you put on weight, but nothing private about them *). (p. 688)

Noch härter klingt das Urteil in dem Augenblick, da Soames der Gedanke an Irene kommt und er dabei die Autos in ununterbrochener Reihe durch die Straßen Washington's gleiten sieht:

„America was all cars and newspapers." (p. 690)

— Seit den Tagen, da General Hobson grollend durch das friedvolle Haus auf Mount Vernon schritt, hat die Amerikafeindschaft des konservativen England — seine Grenzen reichen sehr viel weiter als die einer politischen Partei — viel von ihrer

*) Ins Kapitel: Lack of Privacy — schlägt auch die stereotype, von englischen Romanschriftstellern immer wieder nachgezeichnete Szene ein: der Engländer — sofern er nur irgendwelche gesellschaftliche Stellung hat — wird schon beim ersten Schritt auf amerikanischen Boden von amerikanischen Journalisten überfallen (und womöglich schon über seinen Eindruck von Amerika befragt!). Vgl. etwa die Stelle bei Chesterton (Incredulity p. 32):

When Father Brown first stepped off an Atlantic liner on to American soil he discovered, as many another Englishman has done, that he was a much more important person than he had ever supposed . . . But America has a genius for the encouragement of fame . . . He was . . held up on the quay by a group of journalists, as by a gang of brigands, who asked him questions about all the subjects on which he was least likely to regard himself as an authority.

theoretischen Entschiedenheit verloren, sie hat die Gründe gegen Amerika und seine Menschen nicht mehr so lose bei der Hand, sie ist wortkarger, in offenen Ausbrüchen sparsamer und vorsichtiger geworden, sie mischt sich in die sachliche Beurteilung der Dinge in Amerika, in die Deutung der historischen Fakten nicht mehr so trübend ein: ob die instinktive Ablehnung alles spezifisch Amerikanischen darob an Entschiedenheit verloren hat?

Es war nicht schwierig, festzustellen, was Soames Forsyte, was General Hobson über Amerika denkt. Doch wie denkt Galsworthy? Wie dachte Mrs. Humphry Ward? Die Analyse der Romane gibt darauf keine einwandfreie Antwort.

Immer wieder hat uns die Frage nach den besonderen Formen einer Auseinandersetzung mit Amerika im Dichterwerk, das Amerikanertypen zeichnet, darauf geführt — um drastisch zu formulieren —: der Verfasser kann hier etwas sagen, kann es gründlich, überzeugend sagen, ohne hinterher etwas gesagt zu haben. Er kann über seine eigene Meinung keinen Zweifel lassen; er kann sie aber auch bis zur Unkenntlichkeit verhüllen.

Und nun nochmals die Frage: Was kann ihm eine solche Verhüllung nahe legen?

Wer die Sonderart fremdvölkischer Kultur in ihren letzten Tiefen zu erfassen strebt und glaubt, am Ziel zu sein, den mag zu leicht das Gefühl befallen — und das umso stärker, je eingänglicher seine Formeln sind — daß ihm irgendwie das Wesentlichste doch entgangen ist. Denn letzlich geht es hier um irrationale Größen. Gerade dies mag die leichten, unverbindlichen und doch mit Möglichkeiten zu suggestiver Wirkung reich begabten Formen einer Auseinandersetzung im Dichterwerk empfehlen; die Aufgabe ist ohne intuitive Gaben nicht zu lösen: im Dichterwerk mögen solche intuitiv gewonnenen Erkenntnisse am ehesten ihre Buchung finden, ohne daß ihnen durch vergröbernde Verdichtung zu rationalen Formeln ihr feinster, eigenster Wert genommen wird.

Wer für das innere Verhältnis englischer und amerikanischer Kultur klare Formeln sucht, wird bei der Lektüre englischer Romane, die Amerikanergestalten zeichnen, nicht auf seine Rechnung kommen; der aber, der die Dinge in ihrem eigenen Gefühlswert fassen möchte, der weiß, daß unwägbare Momente im Verhältnis zweier Völker wie im Verhältnis zweier

Menschen eine übergroße Rolle spielen, wird an ihnen nicht vorübergehen.

Jede Formel ist eine Vergewaltigung des Lebens; die Feststellung: so oder so ist „der" Amerikaner, dies oder das ist typisch amerikanisch — ist dazu verurteilt, ungerecht zu sein, weil sie verallgemeinert, weil sie Vieles, Allzuvieles übersehen muß, um bestehen zu können. Gerade feinere Naturen und gerechte Menschen werden sich vor solchen Feststellungen scheuen. Auch hier mag die unverbindliche, auf den Zwang des rückhaltlosen Sichbekennenmüssens verzichtende Form der Auseinandersetzung im Dichterwerk über berechtigte Bedenken hinüberhelfen.

Dieselben Überlegungen, die die Aufgabe einer geistigen Erfassung fremdvölkischer Sonderart aus dem Bereich der Wissenschaft verweisen, rücken sie hinüber ins Arbeitsfeld des Dichters.

Noch eines: Die Möglichkeiten zu deutlicher und doch verhüllter Meinungsäußerung werden da von entscheidender Bedeutung sein, wo die Auseinandersetzung mit Amerika mit amerikanischen Lesern rechnet, wo es gilt, Kritik zu üben, ohne zu verletzen, weil man diese Leser in Amerika zu einer bestimmten Haltung überreden möchte: dieser Fall wird uns in „Mr. Britling Sees Through" entgegentreten.

Zweiter Abschnitt.

Kulturromane — Der von Henry James geprägte Amerikanertypus.

1. Kapitel:

Kulturromane.

Kulturromane: wir betreten eine neue Ebene. Nun geht es nicht mehr darum, Unterschiede zwischen englischen und amerikanischen Lebensformen mitzuteilen, zu Einzelerscheinungen amerikanischen Lebens aus englischer Blickrichtung Stellung zu nehmen. Die Romane, die nun behandelt werden sollen, dienen allgemeineren Kulturproblemen.

I. Ost und West *)

1. R. Kipling / The Naulahka.

„A story of West and East" — das ist der Untertitel des Kipling'schen Romans. Damit ist ihm das Ziel gesetzt: er sucht indische und abendländische Kultur zu kontrastieren. Der Westen ist dabei vertreten durch den Amerikaner Nicholas Tarvin aus Topaz, Colorado.

Im Eingang des Romans ist ein Bild gezeichnet: die Amerikanerin des Westens steht unter der Türe der holzgezimmerten Hütte; sie beschattet ihre Augen gegen das Licht der untergehenden Sonne und hält Ausschau über die Hügel, über die graslose, baumlose Fläche: sie wartet auf die Heimkehr des Mannes —

„A hard life is always hardest for the women." (p. 2)

*) Es handelt sich hier natürlich nicht darum, die englischen Versuche einer geistigen Bewältigung des Orients und im besonderen Indiens zu würdigen — da hätten andere Werke den Vortritt; hier sind nur die besonderen Möglichkeiten aufzuzeigen, die die Amerikanergestalt dem Dichter für eine Behandlung des Ost-West-Problems bietet.

Kate Sheriff, um die Tarvin wirbt, ist gebräunt von Sonne, Wind und Regen. Ihre Augen haben immer nur Wildnis gesehen. Sie ist die Tochter eines Bahningenieurs. Die Bahnarbeiter stellen die vorderste Front der Pioniere des Westens: so oft sie einen Streckenabschnitt fertig haben, ziehen sie tiefer hinein in die Wildnis.

Vor kurzer Zeit war Topaz nun nichts anderes gewesen als die auf schnellstes Weiterziehen eingestellte Niederlassung einer Anzahl solcher Schienenpioniere. Die Niederlassung wächst sich unversehens aus zu einem regen Städtchen. Bergwerke werden angelegt. Von allen Seiten ziehen unternehmungsfrohe Menschen zu. Sie finden sich zu einer Bürgerschaft mit ausgeprägtem Bürgerstolz zusammen: die Leute, die nach Topaz kommen, glauben allen Ernstes, daß ihnen ausgerechnet hier die meisten Möglichkeiten für die Zukunft winken.

> The most precious possession of a citizen of the West is his town pride. It is the flower of that pride to hate the rival town. Town pride cannot exist without town jealousy, and it was therefore fortunate that Topaz and Rustler lay within convenient hating distance of each other, for this living belief of men in the one spot of all the great Western wilderness on which they have chosen to pitch their tents, contains within itself the future and the promise of the West. (p. 29)

Der Kampf zwischen Topaz und Rustler tobt um die Frage, über welche der beiden Städte die neue, volkswirtschaftlich hoch bedeutungsvolle Linie einer Eisenbahngesellschaft führen wird. Die beiden Städte bewerben sich mit fieberhafter Leidenschaftlichkeit. Wird diese Linie über Rustler führen, so ist das Geschick von Topaz besiegelt. Da zeigt sich für den jungen Tarvin nun ein seiner würdiges Ziel, für das die kühne Unternehmungslust, die zähe Unnachgiebigkeit des Pioniers im Westen einzusetzen sich verlohnen würde.

Tarvin hängt mit gleichsam religiöser Inbrunst an der Stadt, mit der er sein Geschick verbunden weiß (p. 29). Er war einst bei ihrer Gründung zugegen; er kannte sie, als sie noch so klein war, daß er sie fast mit seinen beiden Armen umspannen konnte. Und alles, was seit diesen kleinen Anfängen aus der Stadt geworden ist, das ist das Werk der Menschen, die noch in Topaz leben: man versteht, daß der Gedanke an die unbegrenzten Möglichkeiten in diesen Menschen noch lebendig ist, daß er sie antreibt, alle Kräfte bis zum letzten anzuspannen, und alles auszunützen, was der Boden an Schätzen birgt.

Die Regsamkeit, das leidenschaftliche Interesse dieser Bürger aus dem Westen der Union für die Dinge ihrer Stadt und ihres Staates zeigt eine Wahlversammlung; Tarvin ist einer der Bewerber. Er weiß alle Kniffe anzuwenden, mit denen der amerikanische „stump orator" um die Gunst der Masse wirbt:

> Tarvin had precisely the gift by which the stump orator coils himself into the heart of the stump auditor: he upbraided, he arraigned; he pleaded, insisted, denounced, he raised his lean, long arms, and called the gods and the statistics and the Republican party to witness, and, when he could make a point that way, he did not scorn to tell a story. ‚Why,' he would cry defiantly, in that colloquial shout which the political orator uses for his anecdotes, ‚that is like a man I used to know back in Wisconsin, who —' It wasn't very much like the man in Wisconsin; and Tarvin had never been in Wisconsin, and didn't know the man; but it was a good story . . . (p. 21 f.)

Der heiße Wunsch, die neue Linie (auf dem Umweg über die Gemahlin des Direktors) für sein Topaz zu gewinnen, führt Tarvin in die Residenzstadt eines kleinen Fürsten Indiens.

Sie ist mit der Bahn nicht zu erreichen. Unerträglich ist der Eindruck, den die letzte Eisenbahnstation auf Tarvin macht. Einsam und verschlafen steht sie in der gelben Wüste. Kein Zeichen dafür, daß die kleine Eisenbahnstation — es liegt nahe, sie mit Topaz zu vergleichen — sich irgendwie um ihren Aufschwung müht. Alles scheint wie für die Ewigkeit gebaut. Von Ehrgeiz ist hier nichts zu spüren:

> There was no green thing, no curved line, no promise of life that produces, within eye-shot of Rawut Junction. (p. 57)

Und alles geht so schleppend langsam hier. Im Ochsenwagen hat der Amerikaner die letzte Strecke seines Reiseweges zurückzulegen. Die Tage, während deren er durch die Wüste fährt, bedeuten eine Ewigkeit für ihn. Es quält ihn der Gedanke, daß in Topaz unterdessen Vermögen gewonnen und verloren werden. Er fühlt sich in dem Rennen um Leben oder Tod von jedem Bürger der Vereinigten Staaten überholt. Er wird die Zeit, die er — wohl oder übel — tatenlos auf dem Ochsenkarren verbringen muß, nie wieder hereinholen können.

Die Welt, die sich dem jungen Amerikaner in der Residenzstadt öffnet, ist ihm unverständlich. Das Land ist reich und stark bevölkert. Doch überall brütet bleierne Verschlafenheit. Tarvin fühlt, daß diese Menschen sich eigentlich regen müßten, organisieren und erfinden, neue Städte bauen, Schienen legen. Das alles tun sie nicht.

So bestätigt sich für Tarvin das Urteil:

„The land isn't fit for rats; it's the Bad Lands — yes, that's just what it is, a great big Bad Lands — morally, physically, and agriculturally, Bad Lands . . . . there's no climate, no government, no drainage; and there's cholera, heat, and fighting until you can't rest." (p. 6 f)

Doch hat Tarvin alles gesehen? Ob der Verzicht des Menschen im Osten auf äußeren Erfolg und auf geschäftliche Betriebsamkeit nicht Weisheit ist? Die Frage zeichnet sich gelegentlich verschwommen im Bewußtsein Tarvin's ab. Die Menschen Indiens kennen Ibsen nicht; sie wissen nichts von Tolstoi. (Tarvin selbst kennt diese Männer selbstverständlich; denn wozu liest man schließlich dreimal täglich seine Zeitung?). Und doch bleibt jene Frage offen.

Kate Sheriff, die Geliebte Tarvin's, ist ihrerseits nach Indien gefahren, um dort, der Heimat und dem Glück der Mutterschaft entsagend, kranken Frauen mit dem Wissen der modernen Medizin gerüstet, helfend beizustehen. Sie scheitert an dem zähen, altüberlieferten Heilverfahren zugeneigten Aberglauben der Bevölkerung. Da spricht zu ihr die Weisheit Indiens durch den Mund der Königin der Residenz: Allen Frauen, die kein Kind geboren haben, bleibt — sie mögen alles Wissen, das der Westen hat, in sich aufgesogen haben — die Welt in ihren letzten Tiefen doch verborgen. Der Westen, der sich in Tarvin so überlegen fühlt, beugt sich der Lebensweisheit aus dem Osten: Kate Sheriff wird die Braut des jungen Amerikaners, der dann das Wunderland verläßt, um fern in Topaz, Colorado, das Rennen um Erfolg und Einfluß wieder aufzunehmen.

Und Kiplings Lehre an die abendländischen Völker spricht aus den Versen:

Now, it is not good for the Christian's health to hustle the Aryan brown.
For the Christian riles, and the Aryan smiles, and he weareth the Christian down;
And the end of the fight is a tombstone white, with the name of the late deceased,
And the epitaph drear: 'A fool lies here who tried to hustle the East." (p. 56)

2. H. M. Harwood / The Transit of Venus.

Noch gröber als diese Verse gibt in Harwood's Szenenfolge dieselbe Lehre das Sprichwort: Let sleeping dogs lie! Ein

Sprichwort des Orients: die besten Sprichwörter — so sagt ein Engländer in dem Stück - kommen alle aus dem Osten. Wie Kiplings Buch so ist auch „The Transit of Venus" eine „Story of West and East"; auch hier ist ein Amerikaner der Hauptrepräsentant des Westens; und noch sichtbarer als bei Kipling ist hier die innere Überlegenheit des Ostens herausgehoben.

Die Handlung spielt im Hause des englischen „High Commissioner" in Kherivan und das liegt irgendwo in Niemandsland, zwischen Persien und Mesopotamien am äußersten Nordostrand der europäischen Einflußzone. Dort wirkt der Amerikaner Mr. Alexander Wesson: er leitet das „Anglo-American Development syndicate". Mr. Wesson hat große Pläne. Um eine seiner industriellen Unternehmungen rentabler zu gestalten, will er seinen Machtbereich ausdehnen über das Gebiet des Fürsten Khan Aghaba. Er spricht mit dem englischen High Commissioner, Sir Evelyn Markham, über diese Pläne. Dieser warnt den Amerikaner. Doch der ist seiner Sache sicher. „Wir sind doch hier, um diesen unzivilisierten Völkern zu helfen, wir tun für sie, was wir können: wenn ich den Khan hier hätte - meint der Amerikaner, die hundertprozentige Verkörperung des Fortschritts- und Erfolgsgedankens -- so würde ich ihn in fünf Minuten überzeugen." Sir Evelyn glaubt das nicht. Doch der Amerikaner läßt sich nicht beirren: der Khan sei ja in Europa gewesen, er wisse doch Bescheid. Vielleicht weiß er zu gut Bescheid, bemerkt Sir Evelyn und entdeckt dem Amerikaner, daß es Leute gibt, die Europa, ja sogar Leute, die Amerika nicht leiden mögen (p. 23) *).

Im zweiten Akt stehen sich Mr. Wesson und Khan Aghaba gegenüber. Der Amerikaner aufgeregt, gereizt; der Orientale undurchdringlich, sicher.

Der Amerikaner klärt den Orientalen auf. Er gebiete über ein schönes Land mit brauchbaren Menschen, doch Land und Leute seien bedauerlich rückständig. Der Fürst, der doch in Europa gewesen sei, müsse die vielen Möglichkeiten seines Landes sehen: es sei gar nicht abzusehen, was das „Anglo-American Development syndicate" in diesem Land alles unternehmen könnte. (Das eben fürchte ich - meint der Morgen-

*) Die Situation ist typisch: der auslandskundige, in der Behandlung fremder Völker meist instinktiv das Richtige treffende Engländer neben dem auslandsunkundigen, in seiner Einstellung zu fremden Völkern schwer daneben greifenden Amerikaner. Die in langen Jahrhunderten erworbene, durch altererbte Fähigkeiten gestützte Erfahrung der Engländer im Verkehr mit fremden Völkern aller Zonen erscheint bei einem Vergleich der englischen und amerikanischen Konten als der gewichtigste Aktivposten Englands. Darauf hat auch André Siegfried in seinem Amerikabuch eindringlich hingewiesen.

länder). Gute Wege, Kraft und Licht: das seien die drei starken Säulen der Kultur. Wer über elektrisches Licht verfügt, der verlängert sich den Tag um 10 %, und die Arbeitsleistung um 20 %. Kherivan würde dann von Rafah, der Hauptstadt des Fürsten, in drei Stunden zu erreichen sein. (Und auch Rafah von Kherivan in drei Stunden? — fragt der Khan.) Man müsse nur eine Straße für Autos bauen. (Und für Maschinengewehre? — fragt der Khan.) Gute Straßen sind die Lebensadern der Kultur, sie bringen die Völker einander näher und machen sie zu Freunden. (Ich habe in Europa einige sehr gute Straßen gesehen, besonders zwischen Frankreich und Deutschland — meint der Khan.) Wie könne er ohne bequeme Verbindungsstraßen überhaupt regieren, wie sei da Gewähr für öffentliche Sicherheit? Könne man in einem Lande ohne Straßen seines Lebens sicher sein? (Kann man es in London oder Chicago? - fragt der Khan. In den Straßen Londons kommen in einer Woche soviel Menschen ums Leben, wie in seinem Lande vielleicht in zehn Jahren und in Chicago werden in einer Woche mehr Menschen ermordet als in ganz Westasien in einem Jahr.)

Für die Versicherung, die Engländer und Amerikaner würden nur so lange in dem Lande bleiben, bis sich seine Bewohner der technischen Errungenschaften selbst bedienen könnten, hat der Morgenländer nur ein Lächeln.

Und schließlich übernimmt er selber die Führung des Gesprächs: Wenn er die Maschinen und sonstigen technischen Einrichtungen hereinnehme in sein Land, so würde er ihr Sklave werden, so wie die Völker des Westens die Sklaven ihrer Maschinen sind. Es gibt nur eine Freiheit: Einfachheit. Sein Volk sei nicht ein arbeitsames Volk zu nennen — aber seine Bedürfnisse sind so klein, daß sie leicht zu befriedigen sind. Und ihr — der Khan spricht mit aller Deutlichkeit - - wollt in diesem Volk nun neue Bedürfnisse wecken, damit bei uns eine Kultur erstehe wie die eurige, gegründet auf Produktion und Tausch von Dingen, die niemand braucht. In Europa habe er gesehen, daß auf zwei Männer, die irgendetwas fabrizieren, drei kommen, die damit beschäftigt sind, es andern aufzureden. Nicht Religion und Rasse trennen Ost und West zutiefst: was sie im Tiefsten trennt ist die verschiedene Einstellung zur Maschine. Über Gott könnten sie sich verständigen; aber nicht — über das Automobil.

Einsamkeit, Dunkelheit, Schweigen — so schließt der Orientale — die wollt ihr uns nehmen. Euch sind sie Feinde; und uns sind sie bewährte Freunde.

Einsamkeit und Schweigen sind die Geschenke Allahs, und im Dunkel der Nacht ist Frieden. (p. 37 ff.)

II. Der Geist der Zeit: John Galsworthy / A Modern Comedy.

Den Amerikanern Nicholas Tarvin und Alexander Wesson blieb die Seele Indiens, des Orients verschlossen. Hat Fleur Mont, die Tochter von Soames Forsyte und seiner französischen Gattin den Weg zu ihr gefunden?

Fleur ist von ihrer Weltreise, die sie nach Amerika und Indien führte, zurückgekehrt. Nun hat sie ein neues, originelles Interessengebiet: Imperium — Übersee. Amerikanische und indische Studenten treffen sich in ihrem Hause.

Der Umgang mit Indern ist für Fleur besonders reizvoll. Es tritt ihr in ihnen eine menschliche Haltung entgegen, die für sie den Reiz der Neuheit hat. In diesen unpraktischen, komplizierten, nachdenklich schweigsamen Menschen scheint die Überzeugung zu leben, daß es auf die einzelnen Moleküle eines Organismus weniger ankommt als auf den Organismus selbst, daß am einzelnen Inder weniger hängt als an Indien, oder — dieselbe Wahrnehmung in allgemeinere Form gebracht —:

> . . . she learned that it was impossible to walk in a direction unless you knew what it was. (p. 707)

Fleur spricht mit ihrem Gatten, Michael Mont, über diese Wahrnehmung. Was ihr an den Indern auffiel, bringt er auf den Begriff der Gläubigkeit.

> „It's all very well," he answered, „but our Indian friends didn't live four years in the trenches, or the fear thereof, for the sake of their faith. If they had, they couldn't possibly have the feeling that it matters as much as they think it does. They might want to, but their feelers would be blunted. That's what the war really did to all of us in Europe who were in the war." (p. 708)

Der zweite Teil der Forsyte-Chronik will einen Menschentypus künstlerisch erfassen, der dem Verfasser für die Nachkriegsgeneration bezeichnend scheint. Der Krieg hat diesen Menschen die Kraft der Gläubigkeit genommen, das Gefühl, das dieser Untersuchung bei Wells in Cissie Corner entgegentreten wird:

> „One can't help the feeling that one is in the world for something more than oneself." (Mr. Britling, p. 147)

Auch die alten Forsytes lebten ohne ausgesprochene religiöse Bindung. Die ältere Generation, zu der „Old Jolyon" gehörte, war im Prozeß des Lebens aufgegangen. Die Frage nach seinem Sinn hatte sich ihnen nie gestellt. Sie lebten von dem Glauben an ihr Vorwärtskommen, sie fühlten Genüge im Gedanken an das, was sie für ihre Kinder auf die Seite brachten. Auch das dürre Leben, das Soames Forsyte führte, war noch nicht ganz in sich selbst verfangen. Es war getragen vom Glauben an den Besitz und von der Sorge um die Zukunft der Familie; Soames' Leben reichte über die eigene Spanne hinaus: symbolisch dafür ist die Pilgerfahrt des alten Soames auf den Dorffriedhof, in dem die ländlichen Ahnen der Forsyte-Dynastie begraben liegen.

Diese verkümmerten Reste von Gläubigkeit hat der Krieg gebrochen. Fleur Forsyte, Michael Mont und Marjorie Ferrar: sie alle stehen unter dem Fluch, daß ein Leben, das sich innerhalb des engen Kreises rein persönlicher Belange abspielt, innerlich verdorren muß. Menschen ohne Gläubigkeit und damit ohne Verantwortungsgefühl und ohne Ehrfurcht. Ein Leben ohne Vorurteile, ohne Grundsätze, ohne Illusionen, ohne Richtung, ohne Ziel, ein Leben, in dem alles relativ geworden ist. Pflicht dem Kinde, Pflicht dem Manne gegenüber kennt Fleur nicht. Wenn sie mit großer Energie und hervorragendem Geschick während des großen Streiks eine Kantine für die Freiwilligen der Technischen Nothilfe leitet, so tut sie das nicht der Sache wegen, sondern aus Freude am Betrieb. Denn was macht ein Leben ohne Bindung für Menschen wie Fleur Mont erträglich?

Fleur lebt von Oberflächenreizen. Sie gibt sich jeder Mode hin; sie spielt mit allem, was das Leben bringt. Das Leben ist für sie, wie für Marjorie Ferrar, eine Zigarette, von der man ein paar Züge pafft, um sie dann wegzuschleudern. Das Leben ist ein Tanz, den man zu Ende tanzen muß.

Die Gestalt des Amerikaners der „Modern Comedy", des jungen Francis Wilmot aus South Carolina, ist Folie zu diesem Menschentyp.

Francis steht mit Michael vor dem Bild des weißen Affen. Er meint, der Maler habe viel Verständnis für Tiere gehabt. Michael: wir glauben eher — Verständnis für Menschen. Und nun macht Michael die Feststellung: auf den jungen Amerikaner wirkt derartige Satire nicht. Es ist dazu zuviel Ernst in diesem Menschen. Und das bringt Michael zu der Frage: Was wollt ihr Amerikaner eigentlich vom Leben? Erfolg — sagt Francis Wilmot. Und Michael: Das wollten wir im Jahre 1824.

Diese Szene ist der Schlüssel zum Verständnis der Gestalt des Amerikaners. „Youthfully, Americanly" sagt Galsworthy (p. 428) über die Gesinnung Francis Wilmots, der Fleur und Marjorie versöhnen will . . .:

Das Amerika, aus dem Francis Wilmot kommt, und in das er sich, um bittere Erfahrungen bereichert, bald wieder flüchten wird, lebt noch in einer Zeit, durch die England vor hundert Jahren ging. Damals hat man auch in England noch an Erfolg geglaubt. Inzwischen ist Old Jolyon's England zum England Soames' und dann zum England Fleur's und Michaels geworden. Michael fühlt den Unterschied zwischen seiner Haltung und der des Amerikaners:

> To Francis Wilmot, he felt, the world was young, and life running on good tires to some desirable destination. (p. 385)

Francis Wilmot hat wenig Glück in England mit dieser Haltung. Er erlebt eine heiße erste Liebe, die nach seinem Wunsch — hier denkt er, wie Mr. Direck denken wird, schlicht und gerade zur Ehe führen soll. Und sieht nicht, daß für Marjorie das Ganze nichts ist als ein neuer Reiz:

> „. . . he was a new variety, or a dead one, dug up! He didn't know the rudiments of life — old-fashioned, à faire rire!" (p. 638)

Und an anderer Stelle:

> Hopeless as husband, he might be charming as lover, naïve, fresh, unknown in London, absurdly devoted . . . Too old-fashioned for words, he had made it clear already that he wanted to marry her. He was a baby! (p. 446)

Und so muß Francis Wilmot seine Übersiedlung in ein Land, das in seiner Entwicklung hundert Jahre älter ist als Amerika, mit bittersten Erfahrungen bezahlen.

Indien — Amerika: bei Kipling und bei Harwood schroffste Gegensätze, bei Galsworthy stehen Inder und Amerikaner in einer Front; was sie verbindet, ist das, was dem Geschlecht der Fleur der Krieg zerbrochen hat.

III. Natur und Kultur: D. H. Lawrence / St. Mawr.

Rousseauismus im Zeitalter der Psychoanalyse —: das ist die Formel, auf die sich die Botschaft von D. H. Lawrence bringen läßt. Kipling, Harwood und Galsworthy ging es mehr um einzelne Kulturprobleme, bei Lawrence wird die Kulturfrage als Ganzes aufgeworfen.

Der von der Kultur umsponnene Mensch — das ist die These — hat, eingefriedigt in tausend Sicherungen, die Verbindung mit dem ursprünglichen, alle Kreatur durchfließenden Kräftestrom (er ist in dem Vollbluthengst St. Mawr symbolisiert) verloren. Sein Leben ist drum auch nicht mehr Leben im vollen Sinn, sondern: Schattendasein ohne Blut und Sehnen.

In „St. Mawr" verlegt Lawrence dies sein Urerlebnis in zwei Amerikanerinnen: Mrs. Witt und ihre Tochter Lou. Mehr als irgendwo gilt hier, was wir bei „Man and Superman" zu konstatieren hatten: es geht hier Lawrence nicht primär um Amerikanisches. Und doch gehen zwischen dem Erleben und dem Amerikanertum der beiden sichtbar die Fäden hin und her.

Ihr Amerikanertum bedeutet für die Tochter vorab ein Negatives: Losgelöstsein aus jeglichem Kulturverband. Ihr Vater war in Louisiana zu Hause und war nach Texas gezogen. Lou ging in Frankreich zur Schule, und dann begann für sie ein Wanderleben: von Paris gings nach Palermo, von Biarritz nach Wien, dann nach München, London und Rom, und dazwischen zu flüchtigen Besuchen nach Amerika:

> So what sort of American was she, after all? And what sort of European was she either? She didn't „belong" anywhere. (p. 7 f.)

Lou heiratet schließlich einen englischen Aristokraten:

> It was a marriage, but without sex. (p. 11)

Mrs. Witt, die Mutter, hat nur Verachtung für diese Ehe. Sie steht — noch mehr als die Tochter — „outside the fence". Rückschauend gibt sie einen Abriß ihres Lebens:

> the thin trees and swamps of Louisiana, the sultry, sub-tropical excitement of decaying New Orleans, the vast bare dryness of Texas, with mobs of cattle in an illumined dust! The half-European thrills of New York! The false stability of Boston! A clever husband, who was a brilliant lawyer, but who was far more thrilled by his cattle ranch than by bis law: and who drank heavily and died. The years of first widowhood in Boston, consoled by a self-satisfied sort of intellectual courtship from clever men . . . Then a rather dashing time in New York — when she was in her early forties. Then the long visual philandering in Europe. (p. 112)

Doch so wenig ihr Amerika auch reines Glück gebracht hat, so steigt doch gerade in England ihre Achtung vor Amerika. Die Engländer, in deren Kreisen sich die Tochter nach ihrer Verheiratung bewegt, fallen ihr auf die Nerven:

> with their finickiness and their fine-drawn discriminations. (p. 11)

Und sie sehnt sich zurück auf das amerikanische Gut, auf dem sie ihre Mädchenjahre verbrachte, mit seinen Negern und Pflanzern. England ist klein und gesichert, Amerika groß und gefährlich: von diesem großen und gefährlichen Amerika möchte Mrs. Witt etwas hineintragen in die Londoner Salone.

Für den englischen Adel hat Mrs. Witt nur Verachtung:

„I'd rather look at a negro Pullmann-boy, if I was looking for what I call nobility." (p. 31)

Sie liebt das englische Klima nicht:

„I don't think the English climate agrees with me. I need something to stand up against, no matter whether it's great heat or great cold. This climate, like the food and the people, is most always lukewarm or tepid, one or the other. And the tepid and the lukewarm are not really my line." (p. 96)

Wie das Klima, so die Landschaft:

The two American women stood high at the window, overlooking the wet, close, hedged-and-fenced English landscape. Everything enclosed, enclosed, to stifling. (p. 107)

Mrs. Witt zieht solcher Landschaft selbst die groben Reize des New-Yorker Central Park vor (p. 11). Und der wilde Drang: Hinweg von Europa! — kommt über sie:

Something just writhed inside her, all the time, against Europe. That closeness, that sense of cohesion, that sense of being fused into a lump with all the rest — no matter how much distance you kept — this drove her mad. In America the cohesion was a matter of choice and will. But in Europe it was organic, like the helpless particles of one sprawling body. And the great body in a state of incipient decay. (p. 111 f.)

Das freiere Aufsichgestelltsein der Menschen ist so auch der wesentlichste Eindruck der beiden Amerikanerinnen, wie sie sich mit St. Mawr nach Texas flüchten:

The Texan intimacy weighed no more on her than a postage stamp, even if, for the moment, it stuck as close. And their was a certain underneath recklessness, even a stoicism in all the apparently childish people, which left one free. They might appear childish: but they stoically depended on themselves alone, in reality. Not as in England where every man waited to pour the burden of himself upon you. (p. 152)

Doch auch in Texas will der Eindruck der Unwirklichkeit nicht weichen. Und die beiden ziehen auf eine „ranch" in den

mexikanischen Bergen. Dort hatte ein rastloser amerikanischer Lehrer einst Gold gesucht und wenig genug gefunden. Doch die Berge ließen ihn nicht mehr los. Er baute mit seiner Frau, der Neuengländerin, die „ranch" und legte eine Wasserleitung an:

> . . . . for being a true American, he felt he could not really say he had conquered his environment till he had got running water, taps, and wash-hand basins inside his house. (p. 166)

Dort auf dieser „ranch" in den mexikanischen Bergen dringt Lou hindurch zu den Quellen, nach denen sie sucht; sie stößt auf den Grund, der ein neues, großes Leben zu tragen vermag. Was ist es? Die Amerikanerin kann nur umschreiben:

> It's a spirit. And it's here, on this ranch. It's here in this landscape. It's something more real to me than men are . . . . it's something big, bigger than men, bigger than people, bigger than religion. It's something to do with wild America. (p. 185)

2. Kapitel:

Der von Henry James geprägte Amerikanertyp.

Hugh Walpole sagt von Charles Harkness, der Zentralfigur seines Romanes:

> . . . he was so like so many immaculately dressed, pleasant-mannered, and wandering American cosmopolitans that nobody had any permanent feeling for him — fathered by Henry James, uncled by Howells, aunted (severely) by Edith Wharton — one of a million cultured, kindly, impersonal Americans seen as shadows by the matter-of-fact, unimaginative British. (p. 14)

Zunächst wird uns der damit beschriebene und literarhistorisch eingereihte Amerikanertyp in einem Werk von dem Verfasser des „John Maroufaz" begegnen.

I. W. L. George / Olga Nazimov.

Der Amerikaner John Hulder trifft in einem Schweizer Hotel mit Russen zusammen. Fiodor und Olga Nazimov sind Zwillingsgeschwister. Ihre Eltern sind längst gestorben. Fiodor

hatte in Moskau Rechtswissenschaft studiert, hatte sich aber ein unheilbares Lungenleiden zugezogen. Die Geschwister reisen nun von Ort zu Ort, durch alle Kurorte Europas. So treffen sie in einem größeren Hotel der Schweizer Berge zusammen mit John Hulder aus Boston, Massachusetts. Die Beziehungen der drei Menschen zu einander bilden den Inhalt der Novelle; auch sie wird in gewissem Sinne zur „Story of West and East".

Auf John Hulder wirkt die Russin faszinierend: er fühlt sich ihr bald leidenschaftlich zugetan. Sie aber bleibt ihm gegenüber anfangs völlig teilnahmslos. Erst wie der Bruder anfängt, sich an Hulder enger anzuschließen, und wie sie sieht, daß Hulder auf den Russen einen segensreichen Einfluß ausübt, da kommt auch sie dem jungen Amerikaner näher; und das ist nun das eigentliche Thema der Novelle: der Amerikaner sucht mit allen Mitteln die Neigung Olgas zu gewinnen; immer enger fühlt er sich der Schwester Fiodors verbunden. Schon glaubt der Amerikaner die volle Liebe Olgas zu besitzen. Da kommt die Katastrophe: Fiodor nimmt sich das Leben. Mit einem Schlag verwandelt sich die Russin für den Amerikaner. Kalt, verachtend wendet sie sich von ihm ab: der tote Bruder hatte die Brücke zwischen Hulder und Olga Nazimov geschlagen. Mit Fiodor's Tod bricht diese Brücke ab. Ein Abgrund gähnt nun zwischen beiden.

Das ist das seelische Geschehen, das die Novelle begreiflich machen will.

Wie ist John Hulder's Neigung zu der Russin begründet?

John Hulder ist in Boston aufgewachsen. Er stammt aus reichem Hause. Er braucht sich nicht dem Arbeitsleben seines Landes einzugliedern. Doch seine Eltern glauben, John Hulder habe seine Heimat gleichsam um Entschuldigung zu bitten dafür, daß er sich seinen Lebensunterhalt nicht selbst verdient. Sie setzen durch, daß Hulder wenigstens das Studium der Rechte absolviert. Nachdem die Eltern dann gestorben sind, fühlt Hulder immer drückender die Langeweile, die über Boston liegt. Er durchreist die Staaten, ohne daß sich ihm da irgendwo die Möglichkeit zu einer lebenswerten Lebensführung bietet. Schließlich kommt er zu der Überzeugung, daß in Amerika eigentlich recht wenig Raum für Menschen ist, für die die Arbeit um materielle Güter ihren Sinn verloren hat

So begibt sich John Hulder auf Reisen. Er fährt zum alten Kontinent, sieht Paris und London und ist begeistert von der Fähigkeit der alten Völker, nichts zu tun, und doch in ganz erstaunlicher Geschäftigkeit das Leben interessant und lebens-

wert zu führen. Doch nirgends ist er voll befriedigt. Er geht auf Abenteuer aus und findet sie nicht. Da trifft er Olga Nazimov und ihren Bruder. Hier tritt ihm zum ersten Mal ein Geheimnisvolles entgegen, hier ahnt er eine rätselhafte Welt, hier ahnt er Werte, nach denen er bisher vergebens Ausschau hielt. Die Zuneigung des Amerikaners zu der Russin, die ganz anders ist als er, erklärt sich so gerade durch die Gegensätzlichkeit der Wesensart. Das Amerikanische an ihm: sein Suchen nach einem Lebensinhalt, das aus der Dürre amerikanischer Kultur emporgeschossen ist, treibt ihn zu der Russin. Ob die Welt, in der die Russen leben, die eigentliche ist, die Welt, in der das Leben sinnvoll ist?

Seltsam, rätselvoll ist für John Hulder das Verhältnis zwischen Fiodor und Olga. Olga hängt an ihrem Bruder mit wilder Leidenschaftlichkeit. Die beiden sind wie Liebende. Die Liebe Olgas ist nicht die natürliche Geschwisterliebe; sie ist auch nicht nur durch das Mitleid mit dem todgeweihten Bruder über die natürlichen Grenzen hinaus gesteigert. Es handelt sich um eine Leidenschaft, die Olga alles Übrige vergessen läßt. Die Liebesleidenschaft der russischen Geschwister ist ungesund und lebensfremd. Der Tod wirft seine Schatten in das Leben dieser Russen: ein Arzt hat Fiodor bis auf den Tag genau den Zeitpunkt angegeben, zu dem mit seinem Tod zu rechnen ist.

Fiodor fühlt sich zu Hulder hingezogen. Er fühlt, daß dieser Amerikaner anders ist wie sie; er spürt in ihm die volle Lebenskraft des gesunden Menschen. John Hulder ist in seinem Wesen ruhig und gefestigt. Er glaubt, daß das Glück noch zu ihm kommen wird. Gedanken an den Tod empfindet er als unnatürlich.

John Hulder ist kein Philosoph. Die philosophischen Gedankengänge Fiodors erwecken in ihm einige Erinnerungen an die Kurse, an denen er im College teilgenommen hat. Zum lebensvollen geistigen Besitz aber ist ihm das philosophische Gedankengut nicht geworden.

Der Russe klammert sich an Hulder's Lebensfreude, an sein gesundes Wesen; auf der andern Seite aber haßt er alles Angelsächsische. „Anglais" ist das stärkste Schimpfwort, das der Russe kennt. Die Amerikaner verstehen Rußland nicht. Rußland, das ist für sie Samowar, Wodka, Tolstoi, russische Tänze, die Knute und der Zar — an dem wahren Rußland gehen sie vorüber.

Auch auf John Hulder sieht der Russe im Grunde mit Verachtung herab, so sehr er sich an seine Lebensfreude klammert. Der Amerikaner ist für ihn der Untermensch, ein

kleines kriechendes Wesen, das durch seine festen Anschauungen gebunden ist. Der Amerikaner glaubt an Gott, glaubt an sein Vaterland, er hat gesellschaftliche Vorurteile, er hat bestimmte Anschauungen über Gut und Böse. Das alles hat der Russe nicht. Er haßt feste Überzeugungen: sie sind für ihn Gefängnisse, in die man sich nicht begeben darf.

Hulder empfindet immer deutlicher die Kluft, die ihn von den beiden Russen trennt. Die stürmischen Gefühlsausbrüche, zu denen es bei den beiden Russen immer wieder kommt, sind ihm zuwider. Alle Äußerungen des Gefühlslebens vor der Öffentlichkeit wirken peinlich auf den Angelsachsen. Die Brücke über den Abgrund, der zwischen beiden Welten gähnt, kann nicht bestehen. Die Todesangst des Russen hat sie geschlagen. Mit seinem Tod stürzt sie zusammen.

Die Spannung zwischen Menschen zweier Welten hat George gestaltet: der dämmerhaften, leidenschaftlichen und unberechenbaren Welt der Russen steht die Welt der Angelsachsen gegenüber, die seelisch gröber, doch stetiger, gesünder, lebensnäher ist.

George hätte den beiden Russen auch Engländer gegenüberstellen können. Doch das Suchertum John Hulders, das in der Dürre amerikanischer Kultur begründet ist, hat es ihm erleichtert, Ost und West mit dem Willen gegenseitigen Sichverstehens zusammenzubringen. Der Durchschnittsangelsachse wäre wohl an Menschen, wie es die beiden Russen sind, vorbeigegangen.

II. H. Walpole /A Portrait of a Man with Red Hair.

„The soul of Charles Percy Harkness" — das sind die ersten Worte der Erzählung, auf deren Titelseite Walpole die Erkennungsmarke: „A Romantic Macabre" schrieb. Damit ist auch ihr Thema angegeben: es handelt sich um die Entwicklung dieser Seele, die an einem seltsamen Erlebnis zu voller innerer Durchreifung kommt.

Wie steht es denn vor ihrer mystisch-dämmervollen Läuterung um diese Seele?

Charles Percy Harkness ist ein Mensch von impressionistischer Empfindsamkeit des Sinnenlebens. Er kleidet sich mit ausgewähltestem Geschmack. Er haßt das Häßliche, er fürchtet nichts so sehr wie körperlichen Schmerz. Er ist in sich gekehrt, lebt allem Modisch-Äußerlichen abgewandt. Er grübelt über die Geheimnisse seiner künstlerisch gestimmten Seele, die

er übertrieben wichtig nimmt, und er empfindet hin und wieder — so sehr er sich dagegen wehrt — Mitleid mit sich selber. Das Selbstzerfasern macht ihn zum Egoisten. Der Wille, in die Dinge der Umgebung einzugreifen, weicht gegenüber allen Außenreizen einem tatenlosen Sichergeben; er läßt sich nur zu oft von außen zur Entscheidung drängen, läßt sich treiben. Die feine, seismographische Empfindsamkeit des Seelen- und des Sinnenlebens macht ihn furchtsam, schüchtern. Harkness flüchtet sich vor allen Schwierigkeiten, die der Umgang mit der Welt ihm bringen könnte; er hält sich von den Menschen fern, um sich vor möglicher Enttäuschung zu bewahren.

Harkness leidet unter seiner Weichlichkeit, er fühlt den Jammer seiner Selbstbemitleidung, er möchte seinen Egoismus überwinden. James Maradick (vgl. „Maradick at Forty" von demselben Verfasser) empfiehlt ihm eine Pilgerfahrt nach Treliß, einer alten, abgelegenen Stadt im nördlichen Cornwall. Das Buch erzählt, wie Harkness dort Erlösung findet. Er schließt sich einem Reigen an, in dem nach alter Landessitte die Bewohner dort in warmer Sommernacht rund um das Städtchen tanzen. Da kommt in mystisch schrankenloser Deutlichkeit das wonnige Erleben der Gemeinschaft über diesen Menschen. Er liebt zum ersten Mal in seinem Leben. Er bringt es aber über sich, auf die Erfüllung dieser Liebe zu verzichten — und fühlt beglückt, wie dies Entsagen ihn aus der Selbstverfangenheit erlöst. Ein seltsames Erlebnis im geheimnisvollen Turm des Mannes mit dem roten Haar befreit ihn von der Furcht vor körperlichem Schmerz: der Bann, der über Harkness lag, ist für immer gebrochen.

Charles Harkness ist Amerikaner.

Es leuchtet ein, wie wesentlich es ist, in solchen Fällen das überindividuell Amerikanische aus dem Charakterbild mit aller Vorsicht auszulösen. Charles Harkness ist ein Sonderling, ist ein Mensch für sich. Es wäre verhängnisvoll, hier überall typisch Gemeintes zu wittern. Und doch hat Walpole an mehr als einer Stelle seines Werkes angedeutet, daß Harkness in den Traditionen seines Landes wurzelt.

Charles Harkness stammt aus einer in den Neuenglandstaaten heimischen Familie mit alter, puritanischer Kultur.

Der Vater hatte sich einst nach dem Tode seiner Frau mit seinen Kindern in ein kleines Städtchen in Oregon geflüchtet und sich dort in seine Bücher vergraben. Es standen nur vier Häuser dort, als sich die Familie in Baker niederließ. Doch nun war Baker zu einem kleinen Städtchen angewachsen. Es wuchs nicht schnell, wie andere Städte der Union — vergleiche Topaz,

Colorado , blieb klein und ruhig, hielt sich fern von allem Vorwärtshasten, obwohl die großen Züge auf dem Weg zur Küste diese kleine und verträumte Stadt berühren. Man sieht: Walpole gab sich alle Mühe, den Hintergrund des fein gezeichneten Charakterbildes aus der roh geschäftigen, Dollar jagenden Arbeitswelt Amerikas herauszulösen. So oft Charles Harkness nach Amerika zurückkehrt von seinen Reisen, fühlt er sich von dem lärmenden Wesen Amerikas abgestoßen. Er sehnt sich drüben nach Vergangenheit. Und immer, wenn er ein paar Wochen in Baker war, fühlt Harkness, daß auch das Leben dort ihm nicht genügen kann. Seine Kupferdrucke und sein Tagebuch vermögen ihm nicht die Leere seines Daseins zu verdecken. Auch nicht der „Culture Club", in dem die eine seiner beiden Schwestern einen guten Vortrag hielt. So begibt er sich nach kurzem Aufenthalt in Baker immer wieder auf seine Wanderfahrten durch den alten Kontinent.

Charles Harkness ist ein Suchender. Die Leere, die er in Amerika empfindet, drängt ihn in die Gemeinschaft jener Menschen, die nicht nur in den Staaten, sondern überall im Abendland im Gegensatz zu aller Technisierung sich um neue Geistigkeit bemühen.

Harkness bekennt sich:

„I have been like so many people in the world, especially since the war. Modern cleverness has taken one's beliefs away, modern stupidity has deprived one of the possibility of hero-worship. No God, no heroes any more. Only one's disappointing self. What is left to make life worth while? So you think while you are on the bank watching the stream of life pass by. It is different if some one or something pushes you in. Then you must fight for existence, for your own or, better still, for some one else. They who care for something or some one more than themselves — some cause, some idea, some prophecy, some beauty, some person — they are the happy ones." (p. 178)

So weist das Erlebnis des Amerikaners auf die schönste Frucht, die auf dem dürren Ackerland der amerikanischen Kultur zur Reife kommen mag: Sehnsucht nach Vergeistigung der Lebensformen, Suchertum.

Doch ist das Verhältnis von Harkness zur amerikanischen Kultur von Walpole durchaus nicht nur rein negativ gefaßt. Harkness bekennt sich stolz als Bürger seines Landes. Wie ihn der Mann mit dem roten Haar im Turm gefangen hält, da setzt er ihm mit Nachdruck sein: „I am an American citizen" entgegen. Harkness wird nicht zum Europäer. Wenn er nicht

in den Staaten weilt, fühlt er erst recht die ganze Liebe, die ihn mit der amerikanischen Heimat verbindet. Er sieht dann erst so recht den Idealismus, die Vitalität, die reichen Zukunftsmöglichkeiten seines Landes. Walpole hat die Züge, in denen er Harkness als eng verwachsen mit der amerikanischen Kultur betrachtet wissen wollte, klar herausgehoben.

In Harkness lebt die Überlieferung der Puritaner. Sie drückt in ihm gewisse Wünsche und Regungen gewaltsam nieder (p. 13). „Wholesome" ist eines seiner Lieblingswörter (p. 71). Walpole spricht an dieser Stelle von der „American naïveté of conduct" und er setzt hinzu, daß Harkness, wenn er nicht solange auf dem alten Kontinent gewesen wäre, als höchste Form der Anerkennung einen als „regular feller" bezeichnen würde. Gesunde Frische und Natürlichkeit ist einer jener Züge, die der Verfasser an Charles Harkness als typisch amerikanisch gesehen haben möchte.

Harkness reagiert — auch hier dehnt Walpole seine Feststellung ins Typische aus — im allgemeinen augenblicklich und mit großer innerer Anteilnahme auf jedes freundliche Entgegenkommen. Wohl hat er gewisse Hemmungen zu überwinden — Walpole erklärt sie durch seine kosmopolitisch-übernationale Oberflächentünche —, im Grunde ist Charles Harkness doch der warmherzige und eifrige, der stets vertrauende Amerikaner *).

Schlichte Einfachheit und Idealismus gehören zu Harkness' Amerikanertum:

> Harkness was the American man at his simplest and most idealistic, and than this there is nothing simpler and more idealistic in the whole of modern civilisation. The Englishman has too much common sense and too little imagination, the Frenchman is too mercenary, the Southern peoples are too sensuous to provide the modern Quixote. In the United States of America there are as many Quixotes as there are builders of windmills to be tilted at — and that is saying much. (p. 115)

So ist das Bild des Amerikaners bei Walpole sehr gewinnend. Das stimmt zusammen mit der Widmung, die er seinem Buche beigegeben hat. Da teilt er mit, daß dieses Buch nach einer längeren Vortragsreise durch Amerika geschrieben

*) Vgl. damit auch das Urteil der englischen Aristokratin bei H. A. Vachell in „A Woman in Exile":

„Anyhow, you Californians are the most appreciative people in the world." (p. 168).

wurde, während der der Verfasser mehr als je zuvor dort Land und Leute lieben lernte. Verschiedene Stellen in dem Buche scheinen darauf hinzudeuten, daß den Gedanken, einen Amerikaner und nicht einen Engländer in den Mittelpunkt der Handlung zu stellen, dem Verfasser nicht allein seine Eindrücke von der Amerikareise, sondern auch sein Urteil über seine Landsleute nahe legte. In der oben zitierten Stelle stand das Urteil über den Engländer: zuviel gesunder Menschenverstand — zu wenig Phantasie. Und schon an der Stelle, die im Eingang dieses Kapitels zu zitieren war, sprach Walpole von den „matter-of-fact and unimaginative British". Für Menschen ohne Phantasie hätte Treliß — der Wendepunkt im Leben von Charles Harkness — nichts bedeuten können.

Dritter Abschnitt.

Der Amerikaner in „Mr. Britling Sees It Through".

Die Werke von W. L. George und H. Walpole haben aus dem gesellschaftlichen Bau der amerikanischen Nation eine Schicht herausgehoben, die am Arbeitsleben des Landes unbeteiligt ist und die die geistige, vielleicht auch die politische Führung des Landes übernehmen könnte. „Mr. Britling" ist nun mit seiner auf Amerika berechneten Tendenz gerade für diese Schicht geschrieben.

Es ist für das Verständnis des Wells'schen Buches unerläßlich, sich immer wieder klar zu machen, daß die Tendenz des Buches nicht dem Durchschnittsamerikaner gilt. Mit ihm hatte Wells, wenn er an seine Leser dachte, nicht zu rechnen; für ihn sind schwerere Geschütze da: der Lügenfeldzug in der Presse und Bücher wie der „Bryce Report".

„Mr. Britling" aber ist geschrieben – das wird zu zeigen sein — für eine Oberschicht von geistig Führenden, eben für die Schicht, in der sich Wells seine Leser zu denken hatte. Hier wo die deutschgegnerische Propaganda in ihren groben Formen nicht so leicht verfing, konnten feinere, versteckte Propagandamittel umso stärkere Wirkung tun.

Wir glauben nicht, daß Wells das selbst bedachte, als er an die Abfassung des Werkes ging; so wie das Werk auf amerikanische Leser wirken mußte, war es für die Sache Englands eine denkbar wirkungsvolle Waffe.

Wells aber ist hier einer aus der großen Reihe der Betrogenen, die da glaubten, mit der Sache gegen Deutschland der Sache der Menschheit zu dienen, und die im besten Glauben zum ahnungslosen Werkzeug wurden gerade für die Mächte, die sie zu bekämpfen wähnten.

1. Kapitel:

Mr. Direck im Gesamtgefüge des Werkes.

Wir gliedern zunächst das Buch in seine strukturellen Elemente und stellen jedesmal die Doppelfrage:

1. Ist die Gestalt des Mr. Direck mit dem struktuellen Element verkettet?

2. Was hatte dieses Element den Lesern in Amerika zu sagen? Wie mußte es dort aufgenommen werden?

I.

Das Wells'sche Kriegserlebnis dokumentarisch niederzulegen: das ist die Intention, von der der räumlich größte, wenn auch nicht bedeutungsvollste Teil des Kriegsbuches getragen ist. Wells schildert, wie der Krieg zu Mr. Britling kam, wie er den Kreis im Dower House zersprengte und seinen Feuerschein auch über die vordem so stille Welt von Matching's Easy goß. Serajewo — das österreichische Ultimatum — die Kriegserklärung — Angstkäufe — der deutsche Einmarsch in Belgien, die „Greueltaten" — erregte Szenen in den Clubs in London — Freiwilligenaufgebot — Spionagerummel — ein Zeppelinangriff auf London: in tausend scharf gesehenen Bildern zieht das Kriegsgeschehen in seinen mannigfachen Äußerungen am Leser vorüber.

Wenn irgend etwas den Leser in Amerika bewegen konnte, sich das Buch zu kaufen, so waren es gerade jene Paragraphen, in denen Wells vom Krieg berichtet, Stimmungsbilder gibt — so wenig sie in anderer Hinsicht in den Vordergrund zu rücken sind. Dort brannte man darauf, authentische Berichte aus dem brennenden Europa zu erhalten, Berichte, die durch keine sichtende Zensur gegangen waren. Und solche konnte man von Wells erwarten; man kannte ihn als freien, unabhängig denkenden Verfasser und wußte, daß er seine Meinung rückhaltlos zu äußern pflegt, auch wenn sie gegen Schwächen seines eigenen Landes Sturm zu laufen hat. Wer das kurz vor Kriegs-

ausbruch erschienene Buch „An Englishman Looks at the World" gelesen hatte, wußte das.

Doch mehr noch als die Reportage äußeren Kriegsgeschehens mag die Leser in Amerika die Wiedergabe dessen aufgerüttelt haben, was der Krieg den Menschen der beteiligten Nationen an seelischem Erleben brachte. Was Frontsoldaten durchzukämpfen hatten, davon sollen dem Leser die wundervollen Briefe Hughs, des Sohnes Mr. Britlings, einen Eindruck geben. Das Leid des Vaters, dessen Sohn gefallen ist, die Seelennot der Mrs. Teddy, deren Gatte als verwundet und vermißt gemeldet wird, ist mit großer Meisterschaft gestaltet.

Wells hat an einer Stelle seines Buches offen angedeutet, wie diese Darstellung auf seine Leser in Amerika wirken sollte. Er läßt Direck sagen, um dessen Meldung in das Frontheer der Kanadier zu begründen:

„. . . anyhow I couldn't look Pa Britling in the face any more. (p. 406)

Das heißt: wenn Amerika von Anfang an auf Seiten der Alliierten in den Kampf getreten wäre, dann hätte Britling seinen Sohn nicht verloren, dann wäre Hunderttausenden das grenzenlose Leid, durch das sich Vater Britling kämpft, erspart geblieben.

Seinen Amerikaner hat Wells im allgemeinen für die Schilderung des Kriegsgeschehens nicht herangezogen. Eine bedeutsame Ausnahme ist allerdings zu registrieren: Wells hat die Amerikanergestalt dazu verwendet, um seinen Beitrag zum Kapitel der deutschen Greueltaten in Belgien und anderswo hereinzubringen. Ende Juli 1914 verläßt Mr. Direck Matching's Easy in der Absicht, Deutschland zu bereisen. Einige Wochen nach Kriegsausbruch taucht Direck wieder in Matching's Easy auf, um dort von seinen Erlebnissen zu berichten. Er berichtet da von deutschen Greueltaten, deren Augenzeuge er zum Teil gewesen ist. Und trägt dabei sehr grelle Farben auf. (p. 211 f.)

Ein Griff, der zeigt, daß Wells die Technik des Tendenzromanes durchaus beherrscht: Wenn ein Amerikaner von den deutschen Greueltaten in dem Buch berichtet, dann war man in Amerika am ehesten geneigt, zu glauben. Und daß man unerhörterweise auch als Bürger der Vereinigten Staaten vor Übergriffen deutscher Rücksichtslosigkeit nicht sicher ist — Direck muß das Land Hals über Kopf verlassen; er kommt dabei um sein Gepäck; seine guten Dollarscheine werden nicht angenommen (p. 211) – das mußte die Entrüstung des amerikanischen Lesers noch erheblich steigern.

II.

Das erste Buch des Werkes — „Matching's Easy at Ease" betitelt — spielt noch ganz während der letzten Friedenswochen; und doch ist es in diesem Werk, das doch ein Kriegsbuch ist, von ganz entscheidender Bedeutung. Es dient in seiner Weise der Frage: Wie konnte es zu diesem Kriege kommen?

Wells nimmt in seinem Buch der Kriegsschuldfrage gegenüber eine Stellung ein, die sich von dem, was damals überall in England öffentliche Meinung war, nur wenig unterscheidet, so sehr er sich um klares Sehen müht: der Krieg von Deutschland den Alliierten aufgezwungen; die deutschen Führer fühlten 1914, daß der Augenblick gekommen sei, die deutsche Vorherrschaft in ganz Europa aufzurichten.

Im Lichte dieser Einstellung zur Kriegsschuldfrage entwirft der Verfasser nun im ersten Buch des „Mr. Britling" ein Bild des England vor dem Kriege: ein Land, dem es seit langen Jahren gut gegangen ist, und das durch seinen Wohlstand matt und weich geworden ist, geneigt, die ganze Welt versöhnlich anzusehen, unfähig, noch an irgendwelche Katastrophen, an den Krieg im Ernst zu glauben. Man greift in England in den vorgefundenen Bestand der Dinge möglichst wenig ein, man läßt Verhältnisse, die nun einmal so oder so geworden sind, wenn irgend möglich fortbestehen, man ist dem Unvollkommenen gegenüber tolerant.

In weiten Kreisen Englands fehlt jegliches Bewußtsein der Verantwortung. Es ist das England Lady Frenshams, über das Wells seine ganze Bitterkeit ergießt: die Aristokratie in England, die das Land zu sichern hätte, hat versagt; sie vergeudet ihre Kräfte in einer spielerischen und verständnislosen Politik, die England an den Rand des Bürgerkrieges bringt. Verständnislosigkeit den Iren gegenüber, Verständnislosigkeit gegenüber dem Empfinden und den Bedürfnissen der unteren Schichten (p. 37 ff.). Es gab einst eine Zeit, in der die Aristokratie in England wirklich führend war; in den Vorkriegsjahren hatte England nach der Darstellung des Verfassers keine Führer. Wells kommt so zu dem harten Schluß:

> We English are everlasting children in an everlasting nursery. (p. 47)

Easy-goingness: das ist das Wort, das Wells über sein Bild des Vorkriegsengland schreibt. Auch Britling muß in Stunden der Selbstprüfung dieses Wort über lange Abschnitte seines Lebens schreiben. Was soll dies Englandbild? Es soll England

in der Kriegsschuldfrage vor der Welt entlasten — die Absicht ist unverkennbar.

An diesem Element des Werkes — Schilderung des England vor dem Kriege — hat Wells seinen Amerikaner stark beteiligt.

Verständlich! Denn das Bild, das Wells von seinem eigenen Land entwirft, ist an vielen Stellen deutlich für Amerika gezeichnet — und das nicht nur in den Teilen, die der englischen Entlastung in der Kriegsschuldfrage dienen.

Mr. Direck auf der Fahrt nach Matching's Easy! Die kleine Bahn führt durch das wunderschöne Essex. Direck sieht England mit den Augen, mit denen es Washington Irving einst gesehen hat. Er steht am Fenster und schaut freudestrahlend auf die kleinen, nicht nach geometrischen Gesetzen abgesteckten Felder, die von Heckenrosen umgeben sind, er freut sich über die Wälder Englands, über die kleinen, so unendlich sauberen Weideflächen, über den Wildpark mit den halb verwitterten Eisentoren. Er freut sich über die holzgezimmerten Hütten mit ihren strohgedeckten Dächern, über die Dorfwirtshäuser mit ihren alten verrosteten Schildern, über einen behäbigen Landpfarrer, der sich auf grasbewachsenem Weg im Ponyfuhrwerk durchs Land kutschiert. Und in der Ferne glaubt er einmal unter großen Bäumen Bracebridge Hall zu sehen (p. 5 f.).

Wells gab sich alle Mühe, dem Leser in Amerika den Zauber seines Landes eindrucksvoll zu schildern und zu zeigen, wie heimatlich vertraut das Land auf amerikanische Beschauer wirken kann.

Wells spricht nun allerdings auch von einem zweiten England, das in schroffem Gegensatz zu diesem alten, echten Essex-England steht. Surrey ist ihm dafür typisch: ein Villenland, von Börsenmaklern, Wettagenten, Zeitungsmenschen und Millionären bevölkert, ohne echte Adelssitze, ein Land, in dem die Menschen nicht mehr wissen, wer ihre Großeltern waren. Surrey hat das Beste, was das alte, echte England hatte, verloren (p. 28):

> It's a country of new notice-boards and barbed-wire fences; there's always a policeman round the corner. They dress for dinner. They dress for everything.

Aber auf einen Amerikaner, der Essex aufsucht, kommen zwanzig, die nach Godalming gehen, nach Guildford, Dorking, Lewes und Canterbury (p. 28). Und daher rühren nach der Darstellung des Verfassers großenteils die Vorurteile, die der Amerikaner England gegenüber hat. Wells sucht sie möglichst zu zerstreuen.

Der wahre Brite ist durchaus nicht so steif und förmlich wie der Amerikaner glaubt. Direck wundert sich schon, wie er Britling auf der Bahnstation von Matching's Easy sieht, wie unkonventionell und formlos dessen Anzug ist. Er wird im Dower House der Mrs. Britling mit einer Handbewegung vorgestellt. Beim ersten Lunch im Garten sieht der Amerikaner ein, wie unberechtigt dieses Vorurteil der steifen Förmlichkeit gewesen ist. Und wie dann Britling ihn auf dem Adelssitz von Matching's Easy einführt, da ist er fast enttäuscht darüber, daß die Diener dort keine Livrée tragen. Das tun sie, wie Wells anmerkt, nur auf Bildern amerikanischer Magazine, in Filmen, die in England spielen, und — in den Häusern reicher Amerikaner, die in England wohnen. Die Nutzanwendung für die Leser in Amerika: die Vorurteile, die man in Amerika den Briten gegenüber hat, stammen vielfach mehr aus Filmen und Romanen als aus der Wirklichkeit.

Das Leben ist in England nirgends eingeengt. Nichts ist steif und fest geregelt, nichts ist ausgeklügelt, ist geplant — das ist das Schöne an der „easy-goingness":

> It was all very gay and comfortable and complete; it was various and delightful without being in the least opulent; that was one of the little secrets America had to learn. It didn't look as though it had been made or bought or cost anything, it looked as though it had happened rather luckily. (p. 31)

Das — so muß sich Direck sagen — ist eine Kunst, die man in Amerika noch zu lernen hat. Er empfindet bei dem frohen, auffallend breit geschilderten Wochenendfest bei Britlings, wieviel das wahre, echte England der Welt noch zu geben hat.

Der breite Anteil des Mr. Direck an diesem Element des Werkes erklärt, daß er eigentlich nur im ersten Buch — es ist ganz der Schilderung des England vor dem Krieg gewidmet — eine äußerlich bedeutendere Rolle spielt. Er sucht Mr. Britling an einem Samstag nachmittag — es ist der 27. Juni 1914 — auf seinem Landsitz, dem Dower House in Matching's Easy, auf, um dort das Wochenende zu verbringen. Am folgenden Montag nachmittag verunglückt Direck bei einer Fahrt im Auto Mr. Britlings und ist dadurch gezwungen, noch einige Wochen bei Britlings zu verweilen.

Das ist der äußere Rahmen für das erste Buch. In den beiden andern Büchern tritt der Amerikaner nur noch episodisch auf. Allerdings: die kurzen Stellen gegen Schluß des Buches bringen gerade die entscheidenden Gedanken über die Ver-

einigten Staaten und ihre Einstellung zum Kriege. Von ihnen wird noch ausführlich zu sprechen sein.

III.

Wells schildert nicht allein in seinem Buch. Seine Bilder sind umbrandet von der Woge seines eigenen Wertens. Er zeigt, was ihm an der von ihm erfaßten Wirklichkeit verbesserungsbedürftig, schlecht erscheint.

Wells hat die frische Gläubigkeit des Menschen, der von unten kommt: der Mensch hat die Verpflichtung und es steht in seiner Macht, Vernunft, Planmäßigkeit und Ordnung in die Wirklichkeit hineinzutragen.

Wells hat es sich mit dieser Gläubigkeit in seinem Buch nicht allzu leicht gemacht. Er ist hier mit sich selber ins Gericht gegangen . . .: Serajewo — Die Bombe, die den Krieg entfesseln wird, hat sich entladen. Im selben Augenblick spricht Mr. Britling-Wells im heiter-frohen Matching's Easy in großen Tönen von der Vernünftigkeit der Menschen und der Welt und von der Sicherheit des Friedens. Hier hat Wells die schonungslose Waffe der Ironie gegen sich selbst gerichtet. (p. 76)

Wenn Wells im Lauf des Krieges bei seiner Gläubigkeit geblieben ist: von rosenrotem Optimismus ist diese Gläubigkeit nun weit entfernt. Sie ist erkämpft.

Der Kampf um sie inmitten aller Not des Krieges: das ist das wesentlichste aller strukturellen Elemente des Romanes. Um diese Gläubigkeit und um die Möglichkeiten, sie über die Verzweiflung und die Not des Krieges hinüberzuretten, kreisen die Gedanken Britlings ruhelos.

Zu Anfang ist der Krieg für Britling nur das schmähliche Verbrechen eines Volkes, das sich durch seine beutegierigen und machthungrigen Führer in das Unternehmen zerren ließ. Nun gilt es für die zivilisierte Welt, dieses Volk niederzurennen und am besten gänzlich auszurotten; dann wird wieder Friede sein im Abendland.

Bald aber muß er sehen, daß die Dinge doch nicht ganz so einfach liegen. Er sieht Grausamkeit und Schlechtigkeit auf allen Seiten. Da beginnt ihm zu dämmern, daß das Verhängnis tiefer liegt, daß es mit gleichsam schicksalhafter Macht gekommen ist, und nicht nur der Entartung eines Volkes oder seiner Führer zugeschrieben werden kann. Britling sieht, wie tief und innerlich das Böse, das Unvernünftige und Richtungslose mit allem Menschentum verflochten ist. Da bricht die Gläu-

bigkeit, auf die die geistige Existenz von Britling-Wells gegründet war. Immer tiefer wühlt er sich hinein in die Gedankenschächte. Da findet er die Lösung in einem neuen — für ihn neuen — Gottesglauben.

Gott, der Sinn, der allem Widersinn im Kosmos gegenübersteht, ist nicht allmächtig, ist nicht absolut. Er ist gebunden an die Natur und ihr Gesetz, ist ihr im Grunde aber doch schon überlegen; denn das Gottfeindliche ist blind und richtungslos. So ist der Sieg des Kämpfergottes sicher. Aber dieser Sieg ist eben erst im Kampf mit jenen blinden Mächten zu erringen. Und jeder Mensch hat sich an diesem Kampfe zu beteiligen. Was immer er an Ordnung schafft, an Sinn, Gerechtigkeit hineinträgt in die Welt und in sein Leben, ist Gottesdienst: da ringt in ihm das Göttliche um seine Existenz.

Im Lichte dieses neuen Gottbegriffs gesehen, stellt sich nun das Kriegsgeschehen dar als die Bestätigung dafür, daß die Menschen unserer Zeit den Kampf um Gottes absolute Existenz nicht mit genügender Entschiedenheit zu führen wußten; man ließ sich treiben von den blinden richtungslosen Mächten des Gottfeindlichen, ohne jener Stimme Gottes, die in jedem lebt als ethisches Gesetz, die äußeren Gegebenheiten umgestaltend Recht zu schaffen.

Es liegt in der Gedankenarbeit Britlings soviel Ehrlichkeit, die auch den schwersten Fragen, wie sie das Kriegsgeschehen grausam aus der Tiefe riß, ins Auge sieht; es liegt in diesem Ringen Mr. Britlings um ein neues und vertieftes Glaubenkönnen, so viel hohes, starkes Menschentum, daß man das Buch von Wells — man mag sich zu ihm stellen, wie man will — zunächst nicht anders als mit ehrlicher Ergriffenheit auf sich wirken läßt, daß man sich seiner Führung anvertraut. Daß man sich führen läßt - - und hier liegt das vom deutschen Standpunkt aus gesehen Diabolische an diesem Buch — auch in den Teilen, wo Wells seine Meinung über deutsche Kriegsschuld, deutsche Kriegsverbrechen niederlegt.

Britling bleibt nicht stehen bei seiner neu gewonnenen Erkenntnis. Es formt sich ihm im Testament von Matching's Easy ein politisches Programm.

Sein Programm ist leidenschaftlich pazifistisch. Britling sitzt mit Mrs. Teddy irgendwo im Gras und zeigt ihr seinen Atlas. Er hat rote Striche – neue Grenzen! — in das Kartenbild gezogen: Recht zu staatlicher Besonderung ist nur, wo völkische, ökonomische Besonderheiten sind.

„Every sort of district that has a character of its own must have its own rule." (p. 395)

Und alle Staaten sind in einem großen Staatenbund vereinigt: die Vereinigten Staaten der Welt. Und Mrs. Teddy — und mit ihr wohl viele Leser, gerade in Amerika — glaubt, daß Britling's rote Tintenstriche auf die Dauer stärker sind als alle Diplomatenkünste. Ein Amerikaner hat dann 1919 entscheidend mitgeholfen, solche Tintenstrichgrenzen in das Kartenbild Europas zu ziehen!

„The United States of the World" — das, was der Verfasser will, ist — wie der Ausdruck suggeriert — nur das, was in verkleinertem Format im glücklichen Amerika schon längst geschaffen ist.

„Let us set ourselves with all our minds and all our hearts to the perfecting and working out of the methods of democracy and the ending for ever of the kings and emperors and priestcrafts." (p. 430)

Kein Zweifel mehr: Europa wird sich nach dem Kriege gründlich amerikanisieren!

Zurück zu Mr. Direck! Wells hat ihn an der geistigen Verarbeitung des Kriegsgeschehens nicht beteiligt; sie liegt allein bei Mr. Britling. Das ist bedeutungsvoll: geistige Bedürfnislosigkeit ist einer jener Züge, die der Verfasser seinem Amerikaner mitgegeben hat. Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis der Wells'schen Amerikanergestalt, mit dessen eigentlicher Analyse wir, nachdem ihr im Zusammenhang des Ganzen ihre Stellung zugewiesen ist, beginnen.

2. Kapitel:

Das Charakterbild.

I.

Von der äußeren Erscheinung Mr. Direcks gibt der Verfasser wenig Einzelheiten. Er verweist den Leser auf den farbenfrohen Inseratenteil der großen amerikanischen Magazine. In den freundlich strahlenden Gestalten, die dort abgebildet sind, stellt er einen ganz bestimmten Typus männlicher Erscheinung fest, dem Direck nun entsprechen soll. Wells selbst fügt diesem Hinweis noch die Attribute „clean" und „pleasant-

looking" bei. Darüber läßt er also keinen Zweifel: in seinem Äußern soll Mr. Direck typischer Vertreter seines Volkes sein:

Mr. Direck was a type of man not uncommon in America. (p. 4)

Es ist für eine Analyse dichterischer Amerikanertypen wichtig, auch auf das zu achten, was der Verfasser über ihre äußere Erscheinung sagt; wenn er den Amerikaner hier als typischen Vertreter seines Volkes sieht, dann werden sich am ehesten auch sonst in seiner Zeichnung Züge finden, die als typisch aufzufassen sind.

Typischer Vertreter seines Volkes ist nun Direck — mehr als irgendwo — schon in den Eingangsszenen des Romanes: der Yankee, der zum ersten Mal in seinem Leben in England reist. Direck lacht hell hinaus, wie er auf seiner Reise von der Hafenstadt nach London die kleinen, schachbrettartigen Felder sieht; er lächelt über sein Abteil, das keinen Laufgang hat; er freut sich über die fast unterwürfig höfliche Bedienung durch den Schaffner, der ihm aber zugleich so vornehm vorkommt, daß er sich im geheimen fragt, ob er ein Trinkgeld annehmen würde. Und dann kommt er in sein Hotel in London: es hat kein Zimmertelephon, hat nicht einmal Dampfheizung, vom „dependent bathroom" ganz zu schweigen.

Das alles freut den Amerikaner. Das macht die Englandreise für ihn erst so recht bezahlt. Den Hintergrund dazu zu zeichnen, ist nicht allzu schwer: Direck schwelgt im Vollgefühl der Überlegenheit des eignen Landes, wo eben jedes Zimmer im Hotel sein eigenes Badezimmer hat.

Das Überlegenheitsgefühl des Amerikaners hat noch eine andere Folge. Direck will dem englischen Beschauer gegenüber ein möglichst echter Amerikaner sein. Zuhause sprach er ein gepflegtes Englisch; in England aber überkommt ihn die Versuchung, amerikanisch nasaliert zu sprechen und seiner Rede Wendungen wie: „yep" „sure" „my word" u. a. beizumengen (p. 4.).

Er freut sich sehr, wie ihm der Taxenchauffeur den Amerikaner ansieht und ihm den Fahrpreis auf der Taxenuhr in Dollars abverlangt...:

He wanted to be visibly and audibly America eye-witnessing. (p. 5)

Satire, feine Ironie liegt über der Gestalt des Amerikaners auf den Eingangsseiten. Wells hat hier mit ihm Heiterkeitserfolg. Besonders wie er Direck vor die Themse stellt und denken läßt:

...the smallest thing in rivers he had ever seen. (p. 4)

Und wie sich Direck hier nur schwer beherrschen kann, an einen der Passanten mit der Frage heranzutreten:

Say! But is this little wet ditch here the Historical River Thames? (p. 4)

Hier ist Direck ganz der Amerikaner, dem bloße Größe schon Verdienst bedeutet.

Was sollen diese ersten Seiten in einem Buch, das doch ein bitter ernstes Kriegsbuch ist...?

Wells ist es in dem Buch darum zu tun, Amerika und England möglichst aneinander anzurücken. Er kennt die Hindernisse, die es da zu überwinden gilt: das Überlegenheitsgefühl, mit dem der Durchschnittsamerikaner allem Europäischen entgegentritt, ist eines dieser Hindernisse. Es macht in England böses Blut. Und so sucht Wells dies Hindernis der englisch-amerikanischen Verständigung schon auf den ersten Seiten seines Buches aus dem Weg zu räumen. Den Amerikanern unter seinen Lesern gegenüber hat er die feine Waffe der Ironie. Den eigenen Volksgenossen aber will der Verfasser zeigen, wie harmlos kindlich dies Überlegenheitsgefühl der Amerikaner ist und wie es deshalb nicht verletzen sollte.

Mr. Direck, das ist zuzugeben, hat gewisse geistige Inheit sonnbeglänzten Sommerlandes ist, ist der allein, der selbst von sonnig frohem, frischem Wesen ist. Das helle Licht, in dem der junge Amerikaner schon in den Eingangsszenen des Romanes erscheint, bleibt bis zum Schluß des Werkes über die Gestalt gegossen.

Schon auf der ersten Seite spricht Wells von dem sonnig frohen Wesen seines Amerikaners. Sein natürliches und frisches Wesen macht es dem Gaste spielend leicht, sich in die fröhliche, zu Scherz und Spiel geneigte Welt von Matching's Easy hineinzufinden. Er nimmt in froher Aufgeschlossenheit an allen Spielen teil; er macht beim kostümierten Abend mit und weiß dabei beim Tanz in der Vergnügungsscheune — obwohl ihm diese Kunst ganz unbekannt geblieben war — von Cissie aufgemuntert seinen Mann zu stellen. Das Hockeyspiel am Sonntag nach dem Lunch erweist die sportliche Gewandtheit Mr. Direcks; sie ist ein wesentlicher Punkt im Gentlemanideal und Gentleman im besten Sinn des Wortes soll Direck nach der Absicht seines Dichters sein.

Hier drängt sich eine Gegenüberstellung des Deutschen und des Amerikaners ohne weiteres auf. Herr Heinrich beteiligt sich am Hockeyspiel bei Britlings nicht: das gute Licht, das im Urteil Englands sportliche Befähigung auf einen Men-

schen wirft, bleibt diesem jungen Philologen von dem englischen Verfasser versagt.

Herr Heinrich wird den Menschen in Dower House durch seine vielen, systematisch vorgebrachten Fragen lästig. Ganz anders Mr. Direck. Ihm öffnet sich der sprudelnde Geist des Mr. Britling, ohne daß er ihm seine Meinung wie der Deutsche erst durch viele Fragen abzwingen müßte; der Sohn des Hauses, Hugh, vertraut dem Amerikaner schon am ersten Abend seine innersten Gedanken an. Und schon nach kurzer Zeit nimmt Direck in dem Kreis um Mr. Britling eine Stellung ein, neben der die Rolle, die der Deutsche spielt, fast subaltern zu nennen ist. Feine, sich nichts vergebende Vornehmheit beherrscht das ganze Bild. Direck drängt sich niemand auf. Er kennt die hohe Kunst, sich in der Unterhaltung zurückzuhalten. Schlicht ist seine Art zu sprechen; er möchte nicht, daß seine Worte mehr enthalten als ihrem wahren Gedanken- und Gefühlsgehalt entspricht:

„You see one doesn't want to use terms that have been used in a thousand different senses in any way that isn't a perfectly unambiguous sense, and at the same time one doesn't want to seem to be canting about things or pitching anything a note or two higher than it ought legitimately to go . ." (p. 152 f.)

Es fällt ihm deshalb schwer, sich über seine religiöse Einstellung zu äußern.

Belege für die ritterliche Denkungsart des Amerikaners finden sich auf Schritt und Tritt. Nur einige besonders eindrucksvolle unter ihnen seien hier herausgegriffen.

Hugh, Britlings einziger Sohn, hat seit Wochen nicht mehr aus dem Feld geschrieben; die ganze Qual des Vaters ballt sich in einem Wutausbruch zusammen, dessen Opfer Mr. Direck wird. Er weiß die harten Vorwürfe und die beleidigenden Äußerungen Britlings ruhig anzuhören. Er vermeidet es, mit Britling zu rechten:

„It's his boy," said Mr. Direck at last, confidentially to the writing desk. „How can one argue with him? It's just hell for him." (p. 364)

Wells hat seinem Kriegsroman außerdem ein Prisma eingefügt, durch das das Wesen seines Helden sich in alle seine Farben bricht, um seinen ganzen Reichtum auszustrahlen: die Liebe zwischen Direck und Miß Corner. Schon daß der Amerikaner die Liebe eines vom Dichter in jeder Hinsicht so ideal gedachten Mädchens zu gewinnen weiß, zeigt uns, in welchem Licht ihn Wells gesehen haben will.

Ist Mr. Direck Typus seines Volkes?

Es ist jedenfalls nicht so, daß Wells eine von ihm herausfiltrierte Größe: amerikanischer Volkscharakter als Mr. Direck in die Welt von Matching's Easy stellt.

Und doch ist das Charakterbild des Mr. Direck in seinen wesentlichen Zügen in amerikanischer Kultur verankert. Eine Stelle gegen Ende des ersten Buches sagt von ihm:

> Mr. Direck, it should be clear by this time, was a man of more than European simplicity and directness. (p. 144)

Also: amerikanisch an Mr. Direck ist seine Schlichtheit, seine ungewundene Offenheit. Direk rückt uns hier zusammen mit Michael Mont und Charless Harkness. Er ist Bürger eines Landes, in dem die Lebensformen europäischer Kultur vereinfacht sind, in dem der Kampf um ihre materielle Existenz die Menschen noch so sehr erfüllt, daß alles, was in Formen „höherer" oder „älterer" Kultur an komplizierenden Faktoren eingegangen ist, dem Blickfeld amerikanischer Menschen noch entrückt erscheint. Die Problematik einer alten und verfeinerten Kultur hat in Amerika noch keinen Boden.

Boshafte Beurteiler könnten fragen: Hat Wells das Charakterbild seines Amerikaners etwa nur deshalb so vorteilhaft gezeichnet, weil er sich mit seiner Sache Sympathien in Amerika erwerben möchte, oder weil er etwa seinen Amerika gemachten Vorwurf mildern wollte?

Es fiele schwer, daran zu glauben. Dazu ist Wells entschieden doch zu ehrlich. So muß man sich hier schon an die nächstliegende Begründung halten.

Wie Mr. Britling, in dem sich ja Wells weithin selbst gezeichnet hat, so hat auch Wells viel ehrliche Bewunderung für Amerika und seine Menschen. Es zeigt sich dies an mehr als einer Stelle des Romans. So schon in der ersten Unterhaltung zwischen Direck und dem Autolenker Britling. Britling sagt da über Amerika: Glückliches Land! Ihr habt eure Tories hinausgeworfen – es gibt bei euch nur noch Whigs und Radikale (p. 16). Und Hugh möchte gar zu gerne einmal Amerika sehen:

> „The dad says in one of his books that over here we are being and that over there you are beginning. It must be tremendously stimulating to think that your country is still being made." (p. 53)

Es ist wohl verständlich, daß der Gedanke an die Zukunftsmöglichkeiten des von Überlieferungen unbeschwerten Landes, wo alles noch im Werden ist, wo alles vorwärtsdrängt,

einen Mann wie Wells bestechen kann, der alles nur auf seine Zukunftsmöglichkeiten prüft *), der selbst so fortschrittsgläubig ist wie irgend einer; sein ganzes Werk ist ja getragen von dem Willen in den überkommenen Bestand der Dinge ordnend, umgestaltend, rationalisierend einzugreifen. Der vorwärtsdrängende, erfolgbegeisterte, aktive Sinn des Amerikaners muß ihm Eindruck machen. Wells hat an andrer Stelle von den Menschen in Amerika gesagt: sie könnten alles tun, sie sind die prächtigsten, die hoffnungsvollsten Menschen auf der Erde. Aus dieser ehrlichen Begeisterung heraus sind ihm bei seiner Zeichnung des Charakterbildes Mr. Direck's die schönsten Farben zugeflossen.

Ein anderes ist hier noch anzuführen: der Typus eines Durchschnittsamerikaners — schon eingangs wurde darauf hingewiesen — ist Mr. Direck nicht. Schon auf der ersten Seite seines Buches hebt ihn Wells heraus aus dem sozialen Durchschnitt seines Volkes, indem er ihm den klaren Blick, die Energie der Amerikaner nicht in vollem Umfang zuerkennt. Direck gehört nicht zu denen, die um ihre äußere Existenz zu ringen haben. Er ist nicht Geschäftsmann. Er drängt nicht zu beruflichem Erfolg. Er ist der Vertreter einer Schicht, die in Amerika im Werden ist; einer Oberschicht, für die das bloße Geldverdienen nicht mehr Lebenssinn und Lebensinhalt ist. Davon wird im Zusammenhang der Fragen, die nun anzuschneiden sind, noch mehr die Rede sein.

II.

An der geistigen Verarbeitung des Kriegsgeschehens hat — wie am Schluß des ersten Abschnitts festzustellen war — Wells Mr. Direck nicht beteiligt. Hier ist die Stelle im Charakterbild des Amerikaners, bei der die Analyse einzusetzen hat, wenn sie die für Amerika berechnete Tendenz des Buches voll erfassen will.

Mr. Direck, das ist zuzugeben, hat gewisse geistige Interessen. Vor allem hat ihm Wells an keiner Stelle seines Buches irgendwelche Minderwertigkeit des Intellekts, nie irgendwelches rein gedankliches Versagen angehängt. Am Schluß des ersten Kapitels zeigt der Amerikaner, wie schnell er England gegenüber zu einer festen, wohl begründeten Beobachtung gekommen ist. Die feine Äußerung, die er an die Vergnügungsscheune knüpft, ist ganz im Sinne dessen, was Wells selbst im ersten Buche seinen Lesern glaubhaft machen will.

*) Future in America, Chapter I: The Prophetic Habit of Mind.

Direck hat die meisten Bücher Britlings schon gelesen; er vermag der Unterhaltung mit dem berühmten Publizisten nicht allein zu folgen; sie macht ihm sichtlich Freude.

Und doch: verfolgen wir den Unterhaltungsverlauf genauer, so sehen wir, wie es um die geistigen Interessen Mr. Direcks steht. Der Amerikaner ist durchaus der Nehmende in dieser Unterhaltung. Anscheinend mühelos reiht Britlings sprudelnde Gedankenfrische eine lebensvolle Äußerung an die andere. Direck hört im allgemeinen zu. Zuweilen allerdings hat er das Bedürfnis, er empfindet die Verpflichtung, auch zur Unterhaltung beizusteuern. Mit feiner Ironie hat Wells in diesen Fällen angedeutet, wie unselbständig und bedeutungslos der Einwurf Direcks ist. Wenn Direck spricht, so ist es mehr, um wieder einmal etwas gesagt zu haben, als um eine eigene Ansicht beizusteuern. So sucht er etwa eine Anekdote anzubringen, um das was Britling sagt zu illustrieren . . .:

„What you say . . . forms a very marked contrast indeed with the sort of thing that goes on in America". (p. 17)

Also nur Bestätigung von dem, was Britling sagte, ohne daß der Amerikaner den Gedankengang der Unterhaltung weiterführen könnte. Britling unterbricht daher den Amerikaner immer wieder, ohne an den Einwurf Direcks anzuschließen. Gelegentlich setzt Wells zu einer Äußerung des Amerikaners noch die stark ironische Bemerkung:

This rally of Mr. Direck's mind. (p. 18)

Britling hat eine Fülle feiner völkerpsychologischer Beobachtungen über Direck ausgegossen. Plötzlich bricht er ab: er sah einen Schatten der Ermüdung über das Gesicht des Amerikaners huschen (p. 68).

Die Züge häufen sich. Die Ironie des Verfassers steigert sich am höchsten dort, wo er den Amerikaner Dinge, die ihm Britling vorher auseinandersetzte, vor anderen als seine eigene Weisheit vorbringen läßt. (p. 23)

Ganz ähnlich stellt sich auch das geistige Kräfteverhältnis in der Unterhaltung zwischen Direck und dem grüblerischen Sohn des Hauses Britling dar. Dessen feiner Äußerung über die Beständigkeit der Naturwissenschaften setzt Direck nur den bläßlichen Gemeinplatz an die Seite, die „moral truths of human nature" seien noch beständiger. (p. 53) Hier hat Direck selbst den Eindruck, den Wells seinen Lesern geben will:

Hugh struck him as being more speculative and detached than any American college youth of his age that he knew. (p. 53)

Und dann die Stelle, die an Deutlichkeit am wenigsten zu wünschen übrig läßt:

> Mr. Direck had read a very great deal of all this expressed opiniativeness of Mr. Britling; he found it very entertaining and stimulating stuff. (p. 10)

Direck läßt sich unterhalten von den Büchern, die er liest; er sucht bei ihnen Anregung, nicht mehr. Die geistigen Interessen sind ihm Zierat, äußerer Verputz des Lebens; sie schwimmen an der Oberfläche. Er ist kein Mensch, dem geistige Auseinandersetzung mit Welt und Leben persönliches Bedürfnis wäre.

Wie ist nun dieser Zug im Wesensbild des Amerikaners, an dessen deutlicher, wenn auch diskreter Ausprägung dem Verfasser sichtlich viel gelegen ist, zu deuten? Ist er nur persönlich aufzufassen, gilt er nur für den einen Menschen Direck, oder ist Direck hier typischer Amerikaner? Ist hier vielleicht ein Vorwurf eingegangen an die Adresse jener Schicht, in die Mr. Direck soziologisch einzuordnen ist?

III.

Im Jahre 1906 unternahm Wells eine Studienfahrt nach Amerika, wobei er sich verhältnismäßig tiefe Einblicke in die verschiedensten Betriebe und sozialen Schichten, in die regionalen Sonderkreise Nordamerikas, und auch in seine Geisteszentren zu verschaffen wußte. Sein Schriftstellername scheint ihm da alle Pforten geöffnet zu haben. Die Frucht der Reise war das Buch „The Future in America", das wenigstens in seinen Umrißlinien für die Zwecke dieser Untersuchung zu verwerten ist.

Wells hat wie wenige die Fähigkeit, ein ausgedehntes Stoffgebiet durch konstruktives Sehen in ein klares, wohl geordnetes System zu zwängen. So zeichnet er in starken, wuchtigen Konturen ein monumental wirkendes, wenn auch nicht nuancenreiches Bild der amerikanischen Kultur. Umso leichter ist es, hier das Bild, das Wells auch bei der Abfassung des „Mr. Britling" allem nach noch in sich trug (vgl. den 1913 in „An Englishman Looks At the World" erschienenen Aufsatz: „The American Population"), in kurzen Strichen nachzuzeichnen.

Wells hat Amerika als Sozialist gesehen. Er ist hingerissen von den ungeheuren Energien, die sich drüben allenthalben regen, von dem kraftgeladenen Vorwärtsdrängen, das dort überall zu spüren ist. Doch das ist die bange Frage, die ihm sein auf die Zukunft eingestelltes Denken (Kapitel I: „The

Prophetic Habit of Mind*) aufdrängt: Ist eine klare Zielrichtung in diesem Vorwärtsdrängen, wohin wird das alles führen, was wird die Zukunft dieses Landes sein?

Wells sieht hier schwarz in schwarz. Die Kräfte, die sich allenthalben regen, sind nicht in ein großes, überindividuelles Zwecksystem geordnet, sie sind blind und richtungslos. Amerika ist reines Bürgertum. So findet Wells an allen Enden in Amerika liberales Denken:

> All Americans are, from the English point of view, Liberals of one sort or another. (p. 100)

Wells steht als Sozialist in denkbar schroffstem Gegensatz zu diesen Anschauungen. Er legt den Finger auf die Wunden, die liberales Denken seiner Meinung nach der amerikanischen Kultur geschlagen hat. Er zeigt, wie ein nach liberalen Anschauungen aufgebautes Wirtschaftsleben schließlich immer zu einer Ansammlung der Werte, und weil dadurch die Grundvoraussetzung der liberalen Anschauung: Gleichheit der Bedingungen des wirtschaftlichen Wettbewerbs für alle — untergraben wird, zur Unterdrückung führen muß. Wells hat das Elend der Kinder- und Frauenarbeit in den Staaten bloßgelegt*). Er zeigt, wie auch in Amerika ein Proletariat entsteht, so ärmlich und verbittert, so hoffnungslos gedrückt, wie irgendeines in Europa**). Die Korruption, die in den Staaten ungeahnte Dimensionen angenommen hat***), die ungeklärte, laxe Einstellung der meisten Amerikaner zur Immigranten- und Negerfrage****): das alles wird Wells zur Veranlassung, den Amerikanern „stateblindness" — mangelndes Verständnis für die Volksgemeinschaft, für das Ganze vorzuwerfen. Sinnend steht Wells vor den Niagarafällen (p. 71 ff.), vor den riesigen Turbinen und Dynamos, die die ungeheure Wasserkraft den Menschen dienstbar machen. Da steigt in ihm der niederdrückende Gedanke auf: am Ende wird die Kraft, die da entsteht und die durch tausend Kupferkabel fiebert, nur dazu dienen, Riesenräder für Vergnügungsreisende zu drehen, Galanteriewaren aus Aluminium auszustanzen und die Lichtreklametafeln irgendwelcher Nachtlokale in der Großstadt zu beleuchten. So formt sich ihm die Schicksalsfrage, deren Lösung nach der einen oder andern Seite, wie er glaubt, nun über das Geschick Amerikas entscheiden wird:

Wird es gelingen, die ungeheuren Kräfte, die sich in Amerika an allen Enden regen, einem großen und beherrschen-

*) Chapter VI.
**) Ebenda.
***) Chapter VII.
****) Chapters VIII, IX.

den, dem Einzelmenschen übergeordneten Zwecksystem zu unterstellen, von dem aus dann das ganze, energiegeladene Getriebe Ziel und Sinn bekäme, über die Bereicherung der Individuen hinaus; wird irgendwo so etwas wie ein Staatsbewußtsein, ein Gemeinschaftssinn lebendig werden, die die tausend auseinanderstrebenden Tendenzen einem großen Organismus einbeziehen könnten?

Wells tastet sich durch alle Schichten des räumlichen und geistigen Amerika und sucht, ob sich nicht irgendwo doch Ansatzpunkte finden zu einer Art von staatlichem Verantwortungsgefühl. Auf die Sozialisten, auf die Frauen, auf die Universitäten setzt er seine Hoffnung. Vor allem aber stellt er sich die Frage:

> How far is the American plutocracy likely to be merely a wasteful and chaotic class and how far is it likely to become consciously aristocratic and constructive *) ?

Wells ist kein Sozialist im Sinne einer Massenherrschaft. Er weiß, daß auch der sozialistisch aufgebaute Staat von einer Oberschicht geleitet werden muß. Im soziologischen Gebäude der Union fehlt diese Oberschicht: das mußte Wells schon bei der Darstellung der unheilvollen Konsequenzen, die sich aus der liberalen Denkungsweise in Amerika ergaben, schmerzlich konstatieren. Auch in Europa hatte sich liberales Denken seit dem 18. Jahrhundert allenthalben durchgesetzt. Doch dort konnte es zu keinen so verhängnisvollen Konsequenzen führen. Dort haben alte, aristokratische Tendenzen, die in Amerika nun einmal nicht vorhanden sind, mit einigem Erfolg gebremst. In England werden Industriemagnaten von der Gentry aufgesogen, in der die Tradition der Staatsverbundenheit, des Dienstes an Staat und Volk lebendig ist. (p. 107) Amerika hat keine solche Führerschicht. Es gibt wohl viele reiche Menschen dort — in dem Kapitel, das er „Some Aspects of American Wealth" überschreibt, zeigt Wells, wie kläglich wenig von den großenteils sinnlos verschwenderischen Plutokraten in Amerika zu halten ist.

Wird das nun anders werden? Wird sich die Plutokratie Amerikas allmählich zu einer wahren Aristokratie, zu einer Oberschicht von geistig Führenden erheben? Wells ist geneigt, daran zu glauben. Ansätze dazu vermeint er vor allem an den Universitäten in Amerika zu finden.

Doch da beschattet sich ihm die Zukunft in Amerika mit einer neuen Wolke. Wells sieht über der im ganzen aussichts-

*) An Englishman Looks At the World, p. 307.

vollen Möglichkeit die ernstliche Gefahr, daß das Bestreben, sich von der rein geschäftlichen Betriebsamkeit zu lösen, jene Schichten, von denen er für die Entwicklung ihres Landes alles Heil erwartet, wohl veranlaßt, sich mit Kunst, mit Literatur und Geistesfragen zu befassen, daß all das aber doch nur äußerliche Tünche bleibt, mit der man sich die nüchtere Fassade amerikanischer Alltäglichkeit verputzt, wobei die neu entbundenen Kräfte für die Staatsgemeinschaft wiederum verloren gehen. Wells kommt es darauf an zu zeigen, daß Beschäftigung mit Kunst- und Literaturgeschichte mit Kultur im besten Sinn des Wortes nicht identisch ist.

Boston ist für Wells das Symbol dieser ernstlichen Gefahr geworden.

> When I say Boston . . . I mean that intellectual and spiritual Boston that goes about the world, that traffics in bookshops in Rome and Piccadilly. (p. 319 f.)

Wenn Wells den Namen Boston hört, so kommt ihm die Erinnerung an Kunstdruckblätter und an Gipsabgüsse. Alte, längst vergilbte, rostverfleckte Lederbände mit bibliophilem Sammlerwert, tote Bücher in wundervollen, prachtgezierten Sarkophagen: das ist Boston.

Wells faßt seine Meinung so zusammen:

> . . . . culture, as it is conceived in Boston, is no contribution to the future of America, cultivated people may be in effect as state-blind as — Mr. Morgan Richards. It matters little in the Mind of the World whether any one is concentrated upon mediaeval poetry, Florentine pictures, or the propagation of pills. The common significant fact in all these cases is this, a blindness to the crude splendour of the possibilities of America now, to the tragic greatness of the unheeded issues that blunder towards solution. Frankly, I grieve over Boston · Boston throughout the world — as a great waste of leisure and energy, as a frittering away of moral and intellectual possibilities. (p. 325 f.)

IV.

Mr. Direck i s t aus Boston. Er gehört zu jenen Kreisen, in die Wells soviel Hoffnung setzt. Er ist der Sohn eines tüchtigen Juristen, der ihn mit Mitteln reichlich ausgestattet hat. Es hätte keinen Sinn für ihn, zu dem, was er schon hat, noch neue Summen aufzuhäufen. Das Leben hat es ihm leicht gemacht.

„There's a feeling in the States . . . . that we've had rather a tendency to overdo work, and that there is scope for a leisure class to develop the refinement and the wider meanings of life. (p. 145)

Cissie, mit der er sich darüber unterhält, gibt ihm das zu. Doch wenn er glaubt, daß diese Oberschicht nur Rechte haben soll und keine Pflichten, so hält sie ihm entgegen:

„But a leisure class doesn't mean a class that does nothing . . . It only means a class that isn't busy in business. (p. 145)

Direck hat den Eindruck: Cissie ist mir gegenüber doch zu hart — was will sie denn? Ich bin doch immerhin noch Sekretär der „Massachusetts Modern Thought Society" (p. 7 f.). Hier erreicht die Ironie des Verfassers ihren Höhepunkt. Die „Massachusetts Modern Thought Society" ist eine Vereinigung von Geschäftsleuten. Die praktische Realität des Lebens, die Arbeit im Geschäft füllt ihre Tage aus. Sie können sich in die Gedankenleistung ihrer Zeitgenossen, die sich zuweilen auf so ganz entlegene Gebiete verliert, nicht vertiefen. Sie haben einfach keine Zeit dazu. Ganz wollen sie auf diese Dinge aber doch auch nicht verzichten. Sie gehören nun einmal ein wenig zur Gesellschaftsfähigkeit. Wie kann man sich da helfen? Bücher selbst zu lesen, wäre nicht sehr rationell. Oft ist in Büchern nur keimhaft angedeutet, was später erst zu voller Klarheit reifen wird. Drum gilt es auf alle Fälle abzuwarten, bis die betreffende Gedankenleistung sich zu allgemeiner Anerkennung durchgerungen hat. Doch auch dann soll man womöglich keine Bücher lesen. Denn sie sind oft dunkel, unverständlich. Und dann kann man nie wissen, ob der Verfasser selbst noch an das glaubt, was er in seinem Buch geschrieben hat, ob nicht vielleicht in Bälde eine Neuauflage kommt, die neue Wege geht. Die Männer von der Massachusetts Modern Thought Society wissen sich in dieser Not zu helfen. Wenn immer irgendwo ein neuer Denker auftaucht, von dem man glaubt, daß er etwas zu sagen hat, da bieten sie ihm eine sehr erkleckliche Belohnung an und bitten ihn, sie aufzusuchen und ihnen möglichst konzentriert und sachlich vorzutragen, was an seiner Sache ist. (p. 8)

Mr. Direck ist der Sekretär von dieser „Massachusetts Modern Thought Society" und glaubt als solcher etwas für die Menschheit „for the world at large" zu tun. (p. 146) Daß die „Beschäftigung mit Geistigem" auch innerstes Bedürfnis, Lebenskampf und Lebensschicksal sein kann, davon weiß Mr. Direck nichts.

Cecily Corner ist hier Direcks eigentlicher Widerpart... Sie gibt dem Amerikaner gegenüber das Bekenntnis ab:

„One can't help the feeling that one is in the world for something more than oneself." (p. 147)

Direck wirbt um sie. Er wünscht, sie möchte nun nur an sich selber denken, sich in ihrer Liebe ganz verlieren; sie möchte ihren Lebensmut bis auf die Neige kosten. Sie aber will das nicht. Ein Leben, das nur um rein persönliche Belange kreiste, wäre ihr zu eng. Ihr höchster Wunsch ist, sich an irgendeine große Sache zu verlieren.

Direck spricht zu ihr im Park von Claverings von seiner Liebe (p. 148 f.). Cissie aber will sich noch nicht ohne weiteres binden. Vor ihr steht die bange Frage:

„Only what should we do?"

Hier verfährt Wells nun wirklich hart mit seinem Amerikaner, den er sonst so liebevoll behandelt; das zeigt, wie wichtig Wells die Stelle ist:

Mr. Direck felt this question was singularly artless.

„Why! — we'd marry," he said „and all that sort of thing."

Er hat Cissie nicht verstanden. Er entgleist bedenklich. Er steht hier klein, gewöhnlich neben ihr. Cissie glüht. Sie ist entrüstet. Um zu zeigen, wie sie meint, verweist sie Direck auf die Ehe ihrer Schwester Letty.

„They have had a lovely time. And Teddy is the dearest husband. And they have a sweet little house and a most amusing baby. And they play hockey every Sunday. And Teddy does his work. And every week is like every other week. It is just heavenly. Just always the same heavenly. Every Sunday there is a fresh week of heavenly beginning. And this, you see, isn't heaven; it is earth. And they don't know it, but they are getting bored . . They want something new to happen. (p. 151)

Wie wenig der Amerikaner seine Cissie hier versteht, wieviel er hier von ihr zu lernen hat, das zeigt sein Einwand: Nun, man kann zusammen auf Reisen gehen. Doch schließlich kommt auch ihm noch die Erleuchtung.

Das Bild des Amerikaners ist uns klar geworden. Als Ergebnis stellt sich uns heraus:

Der Wells des Jahres 1906 warf in seinem Amerikabuch den Amerikanern „state-blindness" und „aloofness" vor. Das Kriegsgeschehen hat dem Wells des Jahres 1916 diesen Vorwurf

neu bestärkt. Er ist in das Charakterbild des Mr. Direck eingegangen.

Die führenden Kreise in Amerika — so lautet dieser Vorwurf jetzt - - haben wohl erkannt, daß in dem Kampf, der in Europa ausgetragen wird, das Recht, der Fortschritt, die Kultur, die Menschlichkeit auf Seiten Englands ist, des Landes, das in seiner ritterlichen Art dem kleinen, wehrlos überfallenen Belgien zu Hilfe kam. Doch wie sie den sozialen Schäden ihres eignen Landes gegenüber sich verschließen, ohne sich ihrer Pflichten an die Volksgemeinschaft, an den Staat bewußt zu werden, so denken sie auch nicht daran, im Kampf für das, was sie als Recht erkannten, die Waffen zu ergreifen. Wenn der Yankee irgend etwas unternimmt, so ist es ein Geschäft; Ideale, kulturelle Werte sind ihm höchstens äußerer Verputz; sobald er handelt, scheiden sie aus dem Kreis seiner Motive aus. Hier gelten nur Geschäftsrücksichten (p. 351).

Der Sache nach ist dieser bittere Vorwurf, den der Verfasser schon im Buch des Jahres 1906 erhoben hatte, vollinhaltlich in das Kriegsbuch eingegangen. Die beiden Werke unterscheiden sich jedoch beträchtlich in der Art der Formulierung.

1906 hatte Wells noch keinen Anlaß, das was er seinen Lesern in Amerika zu sagen hatte, ihnen schonend beizubringen; er scheut sich nicht, den Vorwurf, den er ausspricht, drastisch stark zu formulieren. Das ist im Kriegsbuch anders. Wer überreden will, darf nicht verletzen. Er muß, wo er zu kritisieren hat, mit aller Vorsicht und Behutsamkeit zu Werke gehen. Wells hat das — innerhalb der Grenzen seiner Ehrlichkeit — getan. Er hat die Möglichkeiten, das was er zu sagen hatte, halb versteckt und doch vernehmlich anzudeuten, voll genützt. Vor allem dadurch, daß er bei der Zeichnung seines Amerikaners die Grenze zwischen typischen und individuellen Zügen verschwimmen ließ.

3. Kapitel:

Rede und Gegenrede - Die Lehre an Amerika.

Die Lehre an die Leser in Amerika ist zum guten Teil aus dem herauszulesen, was zwischen Mr. Direck und den englischen Gestalten des Romanes in Rede und Gegenrede laut geworden ist. Gespräche zwischen Mr. Britling und Miß Corner einerseits und Mr. Direck andererseits lassen die Gegensätze aufeinanderprallen.

Den ersten Anlaß bietet Direcks Rückkehr von seiner Deutschlandreise. Er hat die vielen unheilvollen Möglichkeiten, die der Krieg auch für die Frauen Englands bringen kann, erkannt. Er möchte seine Braut geborgen wissen und bittet sie, durch schleunige Verheiratung sich allen Schwierigkeiten zu entziehen, indem sie sich dem Schutz des Sternenbanners anvertraut. Der ganze Stolz des Amerikaners auf sein Land und seine Größe bricht hier durch:

„All the world over, Cissie, Americans are respected. Nobody dares touch an American citizen. We are an inviolate people." (p. 216)

Doch Direck hat hier mit Cissies weniger theatralischer, doch tiefer gründender und echterer Verbundenheit des Herzens mit dem Vaterland und seinem Schicksal nicht gerechnet. Sie gelobt sich, für die Dauer des Krieges dem Vaterlande treu zu bleiben. Und dann der erste schroffe Angriff auf Amerika und seine Haltung:

„This is the rightest war in history. If I was an American I should be sorry to be one now and to have to stand out of it. I wish I was a man now so that I could do something for all the decency and civilisation these Germans have outraged. I can't understand how any man can be content to keep out of this, and watch Belgium being destroyed. It is like looking on at a murder. It is like watching a dog killing a kitten." (p. 217)

Direck steht hier da wie einer, dem über die Dinge dieser Welt mit einem Mal ganz neue Lichter aufgegangen sind.

Für Cissie ist die Haltung der Amerikaner ganz unverständlich. Ihr Bild vom Krieg und seinem Anfang steht in der Verteilung von Licht- und Schattenflächen unverrückt: der deutsche Militarismus hat den Krieg verursacht — England kämpft, um Belgien zu verteidigen. Amerika hat England in dem ritterlichen Kampfe für das Recht der Schwachen beizustehen. Warum es sich nicht auf die Seite England stellt? Britling gibt darauf die Antwort — im Kern ist alles hier enthalten, was Wells den Amerikanern unter seinen Lesern vorzuwerfen hat —:

„There's two sorts of liberalism, . . that pretend to be the same thing; there's the liberalism of great aims and the liberalism of defective moral energy." (p. 353)

Wells hat sich andererseits bemüht, der amerikanischen Beurteilung der Frage, soweit es irgend ging, gerecht zu werden.

Direck ist sich klar darüber, daß seine volle Sympathie auf seiten der Alliierten steht. Doch er hat die Überzeugung,

daß Amerika von diesem Kriege fern zu bleiben hat. So sehr sein innerstes Gefühl nach des Verfassers Darstellung den Beitritt seines Landes auf seiten der Alliierten fordern würde, — es wehrt sich etwas in ihm gegen die Beteiligung. Das ist die Vorstellung von seinem Land und seiner Sendung, die er in sich trägt. Amerika — die „Neue Welt", die sich von dem politischen System Europas fern zu halten hat. Dort soll die Menschheit einen neuen Anfang machen. Amerika ist das gewaltige Experiment des Friedens, der Vernunft, das Land, in dem die Menschheit innerlich zu einer Einheit wird. Amerika hat diesem Kriege fern zu bleiben, um das sein zu können, was seine Sendung ihm zu sein gebietet: die Zufluchtsstätte alles Edlen, das in diesem Kampf Europas zu ersticken droht, ein Hort des Friedens und des Rechtes, der Menschlichkeit. Die Rolle seines Landes ist nach Direcks Meinung, zu heilen und zu schlichten, nicht zu kämpfen. (p. 360)

Doch da regt sich nun in Direck selbst ein bohrender Gedanke (Wells hat hier seinen Einwand sehr geschickt in Direck selbst verlegt): wenn Amerika sich vom Kriege fernhält, dann darf es aus dem Krieg auch kein Geschäft zu machen suchen:

She must not trade in what she disavows (p. 360).

Daß Wells Amerika nicht überreden möchte, seine Rüstungslieferungen an die Alliierten einzustellen, leuchtet ein. Er will mit dieser Stelle nur zum Ausdruck bringen, daß jene Monroe-Einstellung dem Weltkrieg gegenüber eben nur ein theoretisches Gebilde ist, mit dem man eine Haltung innerlich begründet, die aus anderen Motiven kommt. Mit anderen Worten und etwas klarer als es Direck im Interesse der amerikanischen Leser denken kann: Amerika hält sich vom Kriege fern, weil es geschäftlich dabei nicht auf seine Rechnung kommen würde. Geschäftsrücksichten und nur sie allein entscheiden für und wider.

Direck geht für einige Wochen nach Holland, um sich den Vorhaltungen Cissies zu entziehen. Wie er zurückkommt, findet er Britling in heller Verzweiflung vor: er hat seit mehr als drei Wochen keine Nachricht mehr von seinem Sohn. Und wie nun Britling Mr. Direck sieht, da bricht die Wunde in ihm auf. Er schleudert seinem Gast all das, was Wells den Lesern in Amerika zu sagen hat, in schroffster Formulierung an den Kopf (p. 362 ff,).

„Ihr Amerikaner seid das sonderbarste Volk der Erde. Ihr glaubt, ihr seid nun aller Not enthoben. Genau so haben wir in England auch gedacht, als Frankreich 1871 unterlag. Es wird keine zehn Jahre dauern, wenn wir unterliegen, dann kommen sie an euch."

Hier packt Wells die Amerikaner, wo sie am empfindlichsten zu treffen sind: bei ihrem eigenen Interesse. „Glaubt ihr eigentlich, euch stünde der Atlantik offen, wenn wir unterliegen? Glaubt ihr, die Freiheit der Meere wäre dann gesichert . . .?“

Am Schluß faßt Mr. Britling seine Meinung in dem Satz zusammen:

„I'm sick of this high thin talk of yours about the war . . . You are a nation of ungenerous onlookers – watching us throttle or be throttled. You gamble on our winning. And we shall win; we shall win. And you will profit. And when we have won a victory only one shade less terrible than a defeat, then you think you will come in and tinker with our peace.

Bleed us a little more to please your hyphenated patriots.“ (p. 363)

Wir sehen: Britling-Wells spricht mit aller wünschenswerten Deutlichkeit. Er deckt hier seine Karten auf.

Und doch hat es Wells meisterhaft verstanden, sich bei der großen Offensive Britling's immer irgendwie gedeckt zu halten. Er versteckt sich hinter der begreiflichen Erregung Mr. Britling's, dessen Sohn nun allem nach gefallen ist. Was Britling sagt, ist äußerlich gesehen — nicht die Meinung des Verfassers. Wells tut alles, um eine solche Auffassung zu dementieren. Er betont, was Britling sagt sei nur durch seine seelische Erregung zu erklären. Britling hat, wie Wells geflissentlich betont, die Selbstbeherrschung voll und ganz verloren. Er wird Direck gegenüber grob und ungerecht. Er läßt seine Zigarre ausgehen und wirft sie ungeduldig ins Kaminfeuer: wie wenn Amerika – setzt Wells hinzu – daran schuld wäre, daß sie ausgegangen ist.

Wells gibt sich sonst noch alle Mühe, die Bitterkeit der Äußerungen Britling's abzutönen. Er erklärt gerade im Zusammenhang mit diesen Äußerungen Britling's, daß die große Bitterkeit, die in der britischen Beurteilung Amerikas so oft zu spüren ist, nur eine Folge davon sei, daß man sich in England Amerika und seinen Menschen viel mehr als anderswo verbunden fühlt.

„No one in Britain ever calls an American a foreigner. To see faults in Germany or Spain is to tap boundless fountains of charity; but the faults of America rankle in an English mind almost as much as the faults of England. (p. 362)

Und Britling selbst läßt hier der Verfasser zur Entkräftung seiner Äußerungen denken:

He knew he was being preposterously unfair to America and outrageously uncivil to a trusting guest. (p. 364)

Doch wozu das alles? Ist die Offensive Britling's auf Amerika für Wells wirklich nur ein Mittel, Britling's innerer Erregung äußere Gestalt zu geben? Sicher nicht. Da hätte Wells doch sicher ein Verfahren finden können, das näher liegt und das Britling nicht so wie dieser Ausfall auf den Gast kompromittiert. Nein — was Wells hier sagt, dient nur dazu, um zu verbergen, was doch offensichtlich ist:

Wells meint, was Britling sagt.

Doch das offen zuzugeben, verbietet ihm die Rücksicht auf die Leser in Amerika.

Wenn all das, was hier Mr. Britling sagt, dem amerikanischen Publikum etwa in einem Zeitungsartikel in dieser fast brutalen Offenheit zugeschleudert worden wäre, dann hätte man sich in Amerika entrüstet, hätte diesen Ton als dumm gehässig abgelehnt, und hätte sicher auch nicht die kleinste Einzelheit auf der Beschwerdeliste zugegeben. So wie Wells seinen Lesern in Amerika den Vorwurf unterbreitet, brauchten sie sich davon zunächst gar nicht ernstlich getroffen zu fühlen. Wells selbst bezeichnet ja, was Britling sagt, als dumm und ungerecht. Man konnte also die Invektive Britling's in aller Ruhe über sich ergehen lassen, ohne sich darüber zu entrüsten; umso wirkungsvoller mußte Britling's Rede sein, umso eher konnte man sich fragen, ob nicht doch einiges von dem, was Britling sagt, berechtigt ist. Der Vorwurf Britling's mußte seine volle Wirkung tun, trotzdem — oder besser: gerade weil ihn Wells in seiner Darstellung entkräftet hat.

Noch eine andere Lehre steckt hier für die Leser in Amerika: laßt euch nicht verstimmen durch allzu grobe Vorwürfe, die von englischer Seite gegen euch erhoben werden. Sie sind aus der ganzen seelischen Spannung heraus zu verstehen.

Die Wirkung, die der Ausbruch Britling's auf den Amerikaner hat, entspricht ganz dieser Auffassung. Direck sagt sich zunächst in aller Ruhe:

„It's his boy. How can one argue with him? It's just hell for him." (p. 364)

Und trotzdem gibt gerade diese Invektive, die Direck gar nicht ernst zu nehmen glaubt, ihm den letzten Stoß: er geht von Britling weg und nimmt sich vor, als Kanadier in das Heer der Gegner Deutschlands einzutreten.

Wells stellt diesen Entschluß seines Amerikaners als Ergebnis einer Wandlung dar, die sich im Wesen Direck's vollzogen hat. Sie ist veranlaßt durch die geistige Berührung Direck's mit englischem Milieu im allgemeinen, und mit Cissie Corner im besonderen.

Die erste Phase dieser Wandlung hatte sich schon angekündigt in der Unterhaltung zwischen Direck und Miß Corner, als er zum ersten Mal zu ihr von seiner Liebe sprach und als sich schließlich daraus ein „Religionsgespräch" entspann. Da ist dem Amerikaner plötzlich aufgegangen, was Miß Corner meinte mit der bangen Frage: was sollen wir nur tun? Und nun geht die Führung unvermittelt ganz auf Direck über. Er formuliert nun klarer, was sich in Cissie nur verschwommen angedeutet hatte. Die Ehe muß auf Religion — im allgemeinsten Sinn — gegründet sein,wofern sie dauernde Befriedigung gewähren soll. Liebe, die sich nur auf ein persönliches Gefallen gründet, ohne tieferes Verantwortungsgefühl und ohne Opferfreudigkeit, muß scheitern. Religion und Liebe sind die beiden stärksten Lebensmächte; sie müssen sich verbünden. (p. 153)

Die Wandlung, die hier anbricht, führt dann schließlich zu dem krönenden Entschluß des Amerikaners.

Was hat nun dieser Entschluß des Amerikaners, in der Art wie er zustande kam, den Lesern in Amerika zu sagen?

Eines ist schon im Religionsgespräch von Direck angedeutet, wenn er da von seiner neu gewonnenen Einsicht sagt:

„I never had these ideas until I came here and met you, but they come up now in my mind as though they had always been there . . ." (p. 153)

Das will heißen: Die Gesinnung, die in Direck den Entschluß zur Reife bringt, und die der amerikanischen Nation die Beteiligung am Kampfe nahe legen sollte, sie ist euch Amerikanern im Grund vielleicht gar nicht so fremd, wie es den Anschein hat; ihr müßt nur zu euch selber kommen, hinuntersteigen zu den tiefsten Quellen eures Wesens, dann werdet ihr den Weg erkennen, der euch klar und deutlich vorgezeichnet ist.

Ein Zweites. Direck kommt zurück vom Kontinent, der über Nacht in Flammen aufgegangen ist. Er muß da von sich bekennen:

„I thought war . . . was a thing when most people stood about and did the shouting, and a sort of special team did the fighting." (p. 214)

Nun hat er eingesehen, daß der Krieg doch etwas mehr als nur ein sportliches Ereignis ist. „Wenn ihr — die Leser in Amerika — soviel gesehen hättet, soviel miterlebt und miterlitten hättet, wie es Direck tat, dann wäre euch das Theoretisieren doch vielleicht vergangen, dann wäre euch der große Ernst des Krieges vielleicht aufgegangen und dann hättet auch vielleicht ihr übrigen wie Direck euren Weg zu uns gefunden."

Das alles sind Gedankengänge, die Wells nirgends offen ausgesprochen hat, die aber jedem, der das Buch mit wachen Sinnen liest, in suggestiver Kraft lebendig werden.

Vernehmen wir noch die Begründung, die der Amerikaner selbst zu seinem Unternehmen gibt; sie steht im „Testament von Matching's Easy" und hat, wie alles was dort steht, stark programmatischen Charakter.

„Mind you, I don't admit a thing that Cissie ever said about America — not one thing. You don't understand the sort of proposition America is up against. America is the New World, where there are no races and nations any more; she is the Melting Pot, from which we will cast the better state. I've believed that always—in spite of a thousand little things. I believe it now ... I'm not going fighting for England, mind you. Don't you fancy that. I don't know I'm so particularly in love with a lot of English ways as to do that. I don't see how anyone can be very much in love with your Empire, with its dead-alive Court, its artful politicians, its lords and ladies and snobs, its way with the Irish and its way with India, and everybody shifting responsiblity and telling lies about your common people. I'm not going fighting for England. I'm going fighting for Cissie — and justice and Belgium and all that — but more particularly for Cissie. And anyhow I can't look Pa Britling in the face any more ... And I want to see those trenches — close ... But chiefly it's Cissie. See? (p. 405 f.)

Was sagt hier Direck seinen Volksgenossen? Dreierlei.

Erstens: Die Beteiligung am Weltkrieg auf seiten der Alliierten ist sehr wohl vereinbar mit der Vorstellung, die ihr von eurem Staat und seiner Sendung in euch tragt. Ihr braucht den Glauben daran, daß Amerika die Welt der Zukunft ist, in der die Rassen und Nationen sich verschmelzen, nicht zu opfern, wenn ihr auf seiten der Alliierten kämpft. Wells läßt die amerikanische Ideologie in ihrem vollen Umfang gelten!

Zweitens: Die Beteiligung am Kampfe würde nicht bedeuten, daß ihr euch damit in allem hinter England stellt. Auch der, der die imperialistische Politik Britanniens nicht unter-

stützen möchte, der das englische Königtum nicht billigt, der die Gesellschaftsordnung und noch vieles andere in England korrekturbedürftig findet — auch er kann sich wie Direck ohne Schaden an dem Krieg beteiligen.

Und drittens: Direck zeigt seinen Volksgenossen, was ihn zum Kriegsbeitritt veranlaßte und was auch sie dazu veranlassen müßte: das deutsche Unrecht an Belgien; der Gedanke, daß Tausende von denen, die wie Hugh gefallen sind, noch leben würden, wenn sich Amerika früher zum Kriegsbeitritt entschlossen hätte. Das ist in die unscheinbare, inhaltsschwere Wendung eingegangen:

„And anyhow I can't look Pa Britling in the face anmore."

Und dann der andere Grund, dem Direck die entscheidende Bedeutung zuerkennt:

„But chiefly — it's Cissie."

Was soll das hier heißen? — Die Liebe zwischen Direck und Miß Corner -- das geht aus keiner Stelle so klar wie hier hervor — hat symbolische Bedeutung. Ciessie symbolisiert in sich die Geisteshaltung, die Gesinnung, die Amerika veranlaßt haben müßte, dem Kriege beizutreten. So trägt die Liebe zwischen Direck und Miß Corner in sich die Mahnung an die Menschen in Amerika, sich dieser Geisteshaltung zuzuwenden und dann die Konsequenz daraus zu ziehen: Kriegsbeitritt!

Cissie symbolisiert in sich nun fernerhin das Beste, was an ethischen und kulturellen Werten im englischen Volkstum enthalten ist. Sie stammt aus dem Geschlecht der Essex-Corners, aus dem auch Direck's Mutter kam. Das ist der tiefste Grund zu seiner Liebe: er fühlt sich heimisch auf dem Boden, dem auch er entstammt.

So trägt die Liebe zwischen Direck und Miß Corner in sich weiterhin die Forderung an die amerikanischen Leser, sich ihrer inneren Verbundenheit mit England voll bewußt zu werden, sich zur Kulturgemeinschaft zwischen England und Amerika aufs neue zu bekennen, sich dem Englischen in ihrem Wesen wieder zuzuwenden, und dann aus dem Verbundenheitsgefühl heraus die Waffen zu ergreifen für die Sache Englands, die im Grunde doch auch ihre Sache ist:

„But chiefly—it's Cissie. See?"

Amerika ist an Englands Seite in den Krieg getreten. „Es führte den letzten Streich, als die Stunde gekommen war" *). Hat die Waffenbrüderschaft England und Amerika zusammengeführt?

Äußerlich wohl — wenn auch in anderem Sinne, als man das in England hoffen mochte. Die Entwicklung, die schon mit dem Ende des amerikanischen Bürgerkrieges und dem Vertrag von Washington im wesentlichen vorgezeichnet war, hat sich seit dem gemeinschaftlichen Waffengang in ungeahntem Tempo abgerollt: Amerika ist zu einer politischen und wirtschaftlichen Machtstellung **) gelangt, die es dem wirtschaftlich bedenklich geschwächten, durch die immer weitergreifende Verselbständigung seiner überseeischen Reichsgebiete von innen her bedrohten britischen Imperium wohl für alle Zeiten verwehrt, in Fragen der Weltpolitik, der Weltwirtschaft seine eigenen Wege zu gehen, sofern es Wege sind, die zum Konflikt mit Amerika führen könnten. Wo sich englische und amerikanische Interessen widerstreiten - Interessengegensätze melden sich an allen Enden - da wird sich England in Zukunft immer anzupassen haben. Es gibt für Englands Politik nur noch den einen Weg: sich möglichst eng an Amerika anzuschließen. Das mag schließlich zu einem anglo-amerikanischen Weltkondominium, aber unter amerikanischer Oberherrschaft führen. Shaw hat in seinem „Apple Cart" dem englischen Publikum mit wohlwollender Geste die teuflische Vision gezeigt, die mehr ist als ein leeres Spiel der Phantasie: Die Vereinigten Staaten beschließen wieder zum britischen Imperium zurückzukehren,

„. . . rather as a prodigal steam-roller might return to a daisy patch" ***).

Wie steht es aber um die anglo amerikanische Kulturgemeinschaft, die sich hinter der Gestalt des Wells'schen Amerikaners abzuzeichnen scheint? Hat die Brüderschaft der Waffen eine Brüderschaft des Geistes, der Kultur als Wirklichkeit erwiesen?

Das ist der zweite Leitsatz, der im Buche der Dreißig (s. oben p. 22) als eines der drei Hauptergebnisse der „gemeinsamen Gewissenserforschung" voransteht:

*) Wilhelm Dibelius, England. Vierte Auflage. Leipzig und Berlin (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart), 1925. Bd. I, p. 104.

**) Diese Zeilen wurden geschrieben, bevor die Weltkrise auch auf Amerika übergegriffen hatte; wesentlich anders ist das Machtverhältnis England–Amerika wohl auch seitdem nicht geworden!

***) Diese treffende Kennzeichnung des Vorgangs stammt von einem amerikanischen Kritiker des Stückes, Richard Lockridge, mitgeteilt in „The Literary Digest" vom 15. März 1931, p. 23, rechte Spalte.

„... whatever else American civilisation is, it is not Anglo-Saxon, and we shall never achieve any genuine nationalistic self-consciousness as long as we allow certain financial and social minorities to persuade us that we are still an English colony ... It is curious how a book on American civilization actually leads one back to the conviction that we are, after all, Americans." (p. VII)

Dieses gewichtige Ergebnis der dreißig amerikanischen Verfasser gibt denen Recht, die im Weltkrieg den bedeutendsten Wendepunkt des amerikanischen Kulturverlaufes sehen: Amerika ist sich seiner selbst bewußt geworden, ist aus seiner kolonialen Phase herausgetreten, ist erwacht zu dem Bewußtsein, daß es seinen eigenen Weg zu gehen hat.

Das ist die Meinung, die auch das letzte große Amerikabuch deutschen Ursprungs, das des Grafen Keyserling, vertritt *). Man mag sich gegenüber dieser Auffassung vorläufig noch abwartend verhalten. Auf alle Fälle aber scheint es heute nicht mehr möglich, amerikanische Kultur, wie es bei Dibelius noch geschieht **), auf der ganzen Linie von England aus verstehen zu wollen und alle wesentlichen Elemente amerikanischer Kultur als Übersteigerung und Verflachung englischer Züge zu deuten.

Graf Keyserling betont in Übereinstimmung mit dem Urteil der Dreißig die tiefe Gegensätzlichkeit. Seine Äußerung zu dieser Frage sei hier mitgeteilt. Sie scheint in allen wesentlichen Punkten bestätigt durch das, was diese Untersuchung an englischen Romanen, Novellen und Komödien festzustellen hatte.

„Der Europäertyp, von welchem der typische Amerikaner sich, und sei er noch so rein angelsächsischer Abstammung, psychologisch am meisten unterscheidet, ist — der Engländer. Der Unterschied zwischen den beiden springt dermaßen in die Augen, daß man es schlankweg als Naturspiel bezeichnen darf, daß beide die gleiche Sprache sprechen. Man gedenke nur des extremen Zurückhaltungsmangels des Amerikaners und der enormen Rolle, die Reserve in England spielt;

---

*) Dieselbe Ansicht vertritt auch der sachlich bestinformierte europäische Amerikakritiker der Gegenwart: André Siegfried. Vgl. etwa seinen Aufsatz: „The Gulf Between" in The Atlantic Monthly, March 1928, p. 289—295.

Siegfried glaubt allerdings den Wandel schon seit 1914 festgestellt zu haben und meint:

Americans and Europeans may study, admire, imitate each other, but their possibility of mutual understanding is probably less than at any time since the foundation of the American Commonwealth. (p. 289)

**) a. a. O., p. 101 f.

der Publizität drüben und des supremen Sinns für das Private hier; des hochentwickelten politischen Sinns der Briten und des fast gänzlichen Fehlens desselben beim Amerikaner; des wesentlichen Individualismus von England und der ebenso wesentlich sozialen Gesinnung der Vereinigten Staaten; des bestimmenden Sinns für Hierarchie und Kaste und Qualität im Inselreich, demgegenüber Amerika demokratisch ist in dem Verstand, daß drüben Gleichheit, Gleichgesinntheit und Standardisation als höchste Werte gelten; der Vorliebe des Engländers für das Intime und Kleine und der typischen Unfähigkeit des Amerikaners, zu begreifen, daß Wert nicht von Quantität und Größe abhängt." (p. 96 f.)

Das Wunschbild einer anglo-amerikanischen Kulturgemeinschaft, das hinter der Gestalt des Mr. Direck in leichten Linien vorgezeichnet ist, scheint heute ein für allemal versunken. Doch daran knüpft sich auch die Hoffnung, es könnten in dem Selbstbehauptungskampf, den Europa gegen mannigfache Amerikanisierungswünsche zu bestehen hat, gerade in England starke Abwehrkräfte zur Entbindung kommen.

LISTE DER QUELLENWERKE.

Vorbemerkung: Wo neben der Erstausgabe noch eine weitere Ausgabe genannt ist, wurde nach letzterer zitiert.

Bennett, Arnold: The Grand Babylon Hotel. A Fantasia on Modern Times. London (Nash & Grayson), 1902; 1923.

— The Loot of Cities. London (Alston Rivers), 1906; Tauchnitz Edition, vol. 4643.

Benson, Edward Frederic: The Relentless City. London (Heinemann), 1903; Cheap Edition bei Nelson, o. J.

— The House of Defence. London (Heinemann), 1907.

Benson, Stella: The Poor Man. London (Macmillan), 1922.

Cotes, Mrs. Everard (Mädchenname: Sara Jeannette Duncan): An American Girl in London. London (Chatto), 1891.

— Those Delightful Americans. London (Methuen), 1902; Fourth Edition 1903.

Chesterton, Gilbert Keith: The Incredulity of Father Brown. London (Cassell), 1926.

Davies, Hubert Henry: Lady Epping's Law-Suit. Uraufführung: 12. Oktober 1908, Criterion Theater; in: The Plays of Hubert Henry Davies with an Introduction by Hugh Walpole. Vol. I. London (Chatto & Windus), 1921. pp. 147—211.

Drinkwater, John: Abraham Lincoln. London (Sidgwick & Jackson), 1918; in: The Collected Plays of John Drinkwater. Vol. II. London (Sidgwick & Jackson), 1925.

— Robert E. Lee. London (Sidgwick & Jackson), 1923; in: The Collected Plays (s. o.), Vol. II.

Galsworthy, John: The Little Man. A Farcial Morality in Three Scenes. In: Seven Plays, 1920; und in: The Plays of John Galsworthy. London (Duckworth), 1929. pp. 923—939.

— The Silver Spoon. (Das Mittelstück der zweiten Trilogie der „Forsyte Chronicles".) London (Heinemann), 1926; in: A Modern Comedy. London (Heinemann), 1929. pp. 353—682.

— A Silent Wooing. (Interlude der zweiten Trilogie der „Forsyte Chronicles", zwischen „The White Monkey" und „The Silver Spoon".) In: Two Forsyte Interludes. London (Heinemann), 1927; und in: A Modern Comedy, 1929, pp. 333—352.

— Passers By. (Interlude der zweiten Trilogie der „Forsyte Chronicles", zwischen „The Silver Spoon" und „Swan Song".) In: Two Forsyte Interludes, 1927; und in: A Modern Comedy, 1929, pp. 683—703.

— Swan Song. (Das Schlußstück der zweiten Trilogie der „Forsyte Chronicles".) London (Heinemann), 1928; in: A Modern Comedy, 1929, pp. 705—1088.

George, Walter Lionel: Olga Nazimov; in: Olga Nazimov and Other Stories. London (Mills & Boon), 1915. pp. 1—105.

— A Day in the Life of Mankind; in: The Selected Short Stories of W. L. George. London (Chapman & Hall), 1927. pp. 1—18.
— John Maroufaz and His Sons. Ebenda, pp. 57—74.
Glyn, Elinor: The Great Moment. London (Duckworth), 1923; Tauchnitz Edition, vol. 4678.
— Six Days. London (Duckworth), 1924. Tauchnitz Edition, vol. 4631.
— Elizabeth Visits America. London (Duckworth), 1909; Popular Edition 1917.
Harwood, H. M.: Please Help Emily. Uraufführung: 27. Januar 1916, Playhouse Theater. Contemporary British Dramatists, vol. 36. London (Ernest Benn), 1926.
— The Confederates; in: Three One-Act Plays. Contemporary British Dramatists, vol. 46. London (Ernest Benn), 1926.
— The Transit of Venus. Uraufführung: 26. April 1927, Ambassador's Theatre. Contemporary British Dramatists, vol. 55. London (Ernest Benn), 1927.
Kipling, Rudyard and Wolcott Balestier: The Naulahka. A Story of West and Eeast. London (Heinemann), 1892. Pocket Edition, London (Macmillan), 1925.
— An Imperial Rescript. In: Barrack Room Ballads and Other Verses. London (Methuen), 1892. Eighteenth Edition 1900.
— Captains Courageous. London (Macmillan), 1897; Uniform Edition 1899.
— An Error in the Fourth Dimension; in: The Day's Work. London (Macmillan), 1898.
— A Walking Delegate. Ebenda.
Lawrence, David Herbert: St. Mawr; in: St. Mawr, Together with the Princess. London (Secker), 1925.
Phillpotts, Eden: The Red Redmaynes. London (Hutchinson), 1923.
Shaw, Bernard: The Devil's Disciple; in: Three Plays for Puritans. London (Constable), 1901.
— Man and Superman. 1901—03. London (Constable), 1903.
— The Shewing-Up of Blanco Posnet, 1909; in: The Doctor's Dilemma, Getting Married and The Shewing-Up of Blanco Posnet. London (Constable), 1911. Tauchnitz Edition, vol. 4488.
— The Apple Cart. London, 1929.
Snaith, J. C.: Time and Tide. London (Hodder & Stoughton), 1924; Cheap Edition, o. J.
Vachell, Horace Annesley: A Woman in Exile. London (Hutchinson), 1927.
Walpole, Hugh: Portrait of a Man with Red Hair. A Romantic Macabre. London (Macmillan), 1927.
Ward, Mrs. Humphry (Mädchenname: Mary Augusta Arnold): Daphne; or Marriage à la mode. London (Cassell), 1909. Tauchnitz Edition, vol. 4125.
Wells, Herbert George: Mr. Britling Sees It Through. London (Cassell), 1916; Twenty-sixth Impression 1920.
— The Secret Places of the Heart. London (Collins), 1926.
— Mr. Blettsworthy on Rampole Island. London (Benn), 1928.
Wilde, Oscar: The Canterville Ghost; in: Lord Arthur Saville's Crime, The Portrait of Mr. W. H. and Other Stories. London (Methuen), 1887. Eighteenth Edition (Uniform Edition), 1920, pp. 65—117.
— A Woman of No Importance, 1893; London (Lane), 1894.
Williamson, Charles Norris and Alice Muriel: Lady Betty Across the Water. London (Methuen), 1906; Twenty-sixth Edition (Cheap Form), 1925.
Williamson, C. N. & A. M.: Lord Loveland Discovers America. London (Methuen), 1910.
— The Wedding Day. London (Methuen), 1914.
— Lord John in New York. London, (Methuen), 1918.
Wodehouse, Pelham Grenville: Bill the Conqueror. London, 1924.
— The Small Bachelor. London (Methuen), 1927.

LEBENSLAUF.

Ich, Rudolf Gauger, württembergischer Staatsangehörigkeit und evangelischer Konfession, wurde am 2. Mai 1907 in Kirchheim-Teck geboren als Sohn des heutigen Oberstudiendirektors Bruno Gauger und seiner 1917 verstorbenen Gattin Gertrud, geb. Ehmann. Vom Herbst 1913 bis zur Reifeprüfung im Frühjahr 1925 besuchte ich das Realgymnasium in Schwäb. Gmünd, mit freiwilligem Unterricht in Griechisch und Hebräisch. Dann bezog ich zum Studium der Neuphilologie zunächst für drei Semester die Universität Tübingen. Das Wintersemester 1926/27 verbrachte ich an der Universität Berlin, das Sommersemester 1927 an der Sorbonne in Paris; daran schloß sich ein Studienaufenthalt von zweieinhalb Monaten in England. Vom Wintersemester 1927/28 ab setzte ich meine Studien wieder in Tübingen fort. Während fünf Semestern versah ich dort am Englischen Seminar das Amt eines Bibliothekars; außerdem war ich fürs „Stuttgarter Neue Tagblatt" als Tübinger Berichterstatter tätig. Winter und Frühjahr 1930/31 verbrachte ich als Privatsekretär eines Schweizer Schriftstellers in Wengen (Berner Oberland) und in Lugaggia (bei Lugano). Im Frühjahr 1932 bestand ich die württ. erste höhere Dienstprüfung für Lehramtskandidaten. Seitdem bin ich dem Reformrealgymnasium Stuttgart als Studienreferendar zugeteilt.

Meine akademischen Lehrer waren

in Tübingen: Bohnenberger, Franz, Groos, Haller, Mack, Rohlfs, Schirmer, Schneider, Wahl;

in Berlin: Brandl, Dibelius, Neckel, Petersen, Spranger, Wechßler;

in Paris: V. Basch, Cazamian, Legouis, Lichtenberger.

Allen meinen akademischen Lehrern danke ich herzlich, an dieser Stelle besonders Herrn Prof. Dr. Franz, der mich auf den Gegenstand meiner Arbeit hingewiesen hat, Herrn Oberregierungsrat Dr. Mack, der mir bei der Stoffsammlung behilflich war, Herrn Prof. Dr. Hittmair, der bei der mündlichen Doktorprüfung fürs Englische einsprang, und vor allem Herrn Professor Dr. Schirmer, der nach der Emeritierung von Herrn Professor Franz meine Arbeit zu übernehmen die große Güte hatte.